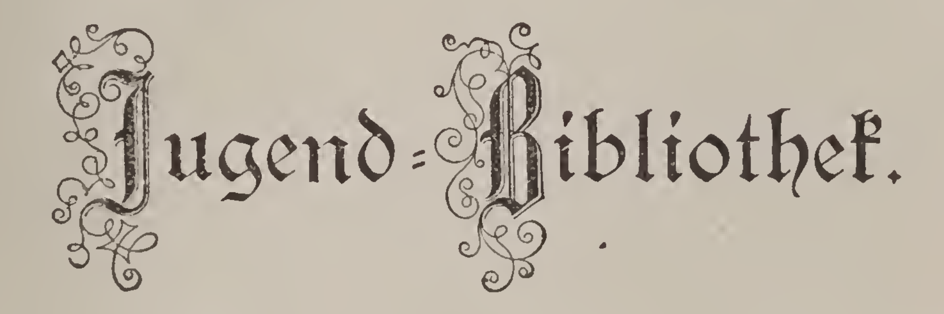
Deutsche Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Fünftes Bändchen.



Deutsche-Evangelische



Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Fünftes Bändchen.

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.



Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Inhalt.

Der Tag im Graben.

Der erste Lehrer an der lateinischen Schule in Pappenheim, der Rektor und Pfarradjunkt Wunibald Wolle, fertigte im Jahre 1736 über sein jährliches Diensteinkommen ein genaues Verzeichnis an und hinterließ es unter seinen Papieren. Darin sind neben andern Erträgnissen auch vier Aderlässe mit einem Ertrag von acht rheinländischen Gulden angesetzt. Denn die Schulmänner der damaligen Zeit mußten ihr Brot nicht allein im Schweiße ihres Angesichts, sondern auch mit viermaliger Vergießung ihres Blutes im Jahre erwerben.

Wenn nämlich nach dem zuletzt vorgenommenen Aderlaß wieder drei Monate verflossen waren, pflegte der Lehrer seinen Schülern mit wohlbetonten und bedeutsamen Worten zu eröffnen, daß er am folgenden Tage eine „Luftlässe" vorzunehmen gedächte, das hieß, daß er am nächsten Tage sich zur Ader lassen, am zweiten von seinen Schülern Präsente annehmen und am dritten mit ihnen einen Spaziergang machen werde. Eine solche Eröffnung wurde vonseiten der Angeredeten immer mit beifälligem Murmeln und viel Nicken des Kopfes hingenommen. Nach ihrer Ansicht von der Sache hätte ja ihr Vorgesetzter die Blutmasse eines Walfisches haben dürfen. Denn erstens erhielten sie dadurch einen ganzen Spieltag; zweitens hatten nicht sie, sondern ihre Eltern die Präsente zu bestreiten, aber die Nüsse und

getrockneten Früchte, welche der Lehrer dagegen reichte, durften sie genießen; und drittens kamen sie dabei immer aus ihrem engen Thale heraus und wenigstens auf die Berghöhen, von denen man in die weite Welt hinaus- und hineinschauen kann.

Diesen dritten Tag benutzte einmal Rektor Wolle zu einem Ausfluge nach dem Dorfe Graben, zwei Stunden nordwestlich von Pappenheim. Nach dem Plane aber, der für die Expedition entworfen worden war, sollte der ganze Tag vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel hingebracht und die Wirtshäuser vermieden werden. Deswegen waren auch die ausziehenden Lateiner, wie zu ihrer Zeit die römischen Kriegsknechte, mit allem versehen, was noch zum Leben unentbehrlich ist, wenn die Natur von ihrer Seite einen schattigen Baum, eine Quelle, dürres Holz und einen Platz zum Feuer gegeben hat. Der Famulus des Rektors trug in einer Art Köcher auf dem Rücken zwei kölnische Pfeifen und vorn im Knopfloch eine Schweinsblase mit Tabak; das Feuerzeug war in seinen Hosentaschen verteilt. Sein Bruder war mit einem kupfernen Kessel befrachtet; den Dreifuß dazu trug er an einem Bindfaden und entlockte ihm mit dem Schaumlöffel von Zeit zu Zeit ermunternde Töne. Zu ihm gehörte Numero drei mit der erforderlichen Quantität Rindfleisch, das seine Mutter, die Hofmetzgerin, in Kohlblätter geschlagen und in eine Serviette gebunden hatte. Der Pudel des Rektors wich nicht von seiner Seite. Dem vierten waren die Semmeln und Milchbrote anvertraut, jedoch in einem Säcklein, das der Rektor mit einem gordischen Knoten versehen hatte, um den Träger nicht in Versuchung zu führen. Der fünfte schien Eier zu tragen, so

vorsichtig wandelte er; aber sein Armkorb enthielt ein vollständiges Kaffeezeug, das ihm seine Großmutter auf das Gewissen gebunden hatte. Den kegelförmigen Kaffeeseiher benützte der Träger hin und wieder zu Duetten, die er gemeinschaftlich mit Numero zwei spielte. Und so hatte, wie gesagt, jeder der ausziehenden Lateiner seinen bescheidenen Teil. Nur einem unter ihnen hatte man nichts anvertraut, als eine Chronik, aus der dazwischen vorgelesen werden sollte. Denn er schien für nichts anderes auf der Welt dazusein, als für ein Buch.

Dies war Friedrich Seyfried, von seinen Kameraden das Schweppermännlein genannt und als Knabe von vierzehn Jahren noch ein Rätsel der göttlichen Vorsehung. Seines Vaters konnte er sich nicht mehr erinnern, seine Mutter war bald, nachdem sie mit ihm das erste Mal zu Gottes Tisch gegangen war, gestorben. Nun lebte er vorläufig bei dem Rektor, bis er bei einem seiner nicht sehr nahen Verwandten eine Unterkunft finden würde. Bisher waren die Proben, auf die er von ihnen genommen wurde, immer schlecht ausgefallen.

Zuerst versuchte es der Apotheker, seiner Mutter Stiefbruder, mit ihm, und einige Wochen ging es leidlich. Als aber der zerstreute Seyfried der Köchin zu der gebratenen Gans statt Beifuß bitteren Wermut gegeben hatte und dadurch der Gänsebraten samt dem abgeschöpften Fett ungenießbar geworden war, schickte ihn der Apotheker dem Rektor mit einer höflichen Empfehlung wieder zurück und ließ ihm sagen, er könne sich von einem so ungeschickten Menschen sein Leben unmöglich verbittern lassen.

Bei dem Krämer und Lebküchler, seines Vaters Schwa=

ger, der es nachher mit ihm versuchte, währte es nicht so lange. Das Schweppermännlein schüttete in eine Masse, woraus Baseler Lebkuchen gemacht werden sollten, statt des gestoßenen Zuckers eine Schüssel mit Salz, die daneben stand. Sein jähzorniger Meister gab ihm mit zwei Ohrfeigen förmlichen Abschied und ließ dem Rektor sagen, er wolle sich von einem solchen dummen Menschen sein Leben nicht länger versalzen lassen.

Nicht besser ging es zuletzt bei dem Metzger, seinem Taufpaten. Als dieser seinen Pfingstochsen geschlachtet und die große Gallenblase desselben vorsichtig herausgenommen hatte, gab er sie dem Seyfried, um sie für den Färber an den dazu bestimmten Nagel zu hängen. Aber der Weg dahin führte unglücklicherweise an dem vollen Wurstkessel vorüber, und der Junge warf sie in seiner Zerstreuung hinein, wie eine Viertelstunde vorher die verschiedenen Würste. Alle Kunden, die einige Stunden darauf davon kauften, schrieen beim Abendessen, wie die Propheten-Jünger bei dem Koloquinten-Gemüse, und kamen des andern Tages mit ebenso vielen bittern Klagen, als angeschnittenen Würsten, die sie nicht hatten verzehren können. Eine darüber angestellte Untersuchung brachte die Sache bald ins klare, und der Metzger schickte den armen Jungen mit der Bemerkung zurück, er wolle sich und seinen Kunden von ihm nicht länger das Leben vergällen lassen.

Nun ging auch dem guten Rektor die Geduld aus. „Friedrich," sagte er, „was soll das werden? Ich füttere dich gerne, das weiß der Herr; aber es ist nun hohe Zeit, daß du lernst, einmal dein eigenes Brot zu verdienen, und zum Studieren hast du keinen Heller."

„O Herr Rektor,“ antwortete der arme Waisenknabe, „ich hätte gewiß den besten Willen; aber ich kann nicht, ich kann nicht, das weiß der am besten, der mich erschaffen hat. Mein Kopf, meine Hand taugen zu keinem Handwerk. Sollte ich bei dem Apotheker Kräuter aus der Materialkammer holen, so kam mir ein lateinischer Vers in den Kopf und ich brachte das Verkehrte. Faßte ich bei dem Metzger eine Wurst nur an einem Zipfel, so ließ ich sie fallen; nahm ich sie vorsichtig an beiden Enden, so lachten die Leute in der Fleischkammer und fragten, ob ich denn fürchte, daß sie abrisse.“

Auch Rektor Wolle lachte bei diesem aufrichtigen und kindlichen Bekenntnis seines Pflegesohnes.

Diesem aber schnitt das Lachen seines Wohlthäters tief in das Herz, und er klagte unter heißen Thränen: „Ich weiß nicht, was der Herr mit mir armen Knaben will. Es ist, als brennete mich alles in die Finger, was ich außer einem Buche in die Hand nehme. Und doch soll ich den Büchern auf immer entsagen. Meine Seele dürstet nach den Quellen darin. Ich fühle es, wie der Schnitter seinen Durst in der Ernte. Und doch soll ich diesen Quellen auf immer abschwören. O Herr Rektor, Sie sind vielleicht der einzige Mensch in Pappenheim, der mich versteht. Verstoßen Sie mich nicht, sagen Sie mir, an wen ich mich wenden soll.“

Der Schulmann kehrte seinem Pflegesohn den Rücken zu und sagte, mit feuchten Augen auf die nahe Altmühl hinunterschauend: „Friederice, ich meine, man hat bisher über den Büchern den rechten Mann vergessen, nämlich den Herrn, das heißt, ich meine, man hat bisher zu viel studiert und zu wenig gebetet. Wie man da und dort an die

Thüren der Verwandten geklopft hat, so gebe man auch dem Vater im Himmel die Ehre und klopfe hinfort an seine Thüre. Er will's nicht umsonst gesagt haben, sein gnadenreiches Wort: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. Der allein, und sonst keiner, hat für jeden Samuel einen Tempel, für jeden David eine Harfe und für jeden Sohn Saphats einen Prophetenmantel. Der dir diesen Durst anerschaffen hat, wird dir auch den Wasserbrunnen mitten in der Wüste zeigen. Aber: Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbstgemachter Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten sein."

Fritz ließ sich dies von seinem Pflegevater nicht zweimal sagen. Er ging in seine Zelle, die ihm in dem alten Kloster eingeräumt war, schloß die Thüre hinter sich zu und trug dem Herrn sein Anliegen unter vielen Thränen vor. Auch als der Tag graute, der zum großen Spaziertag bestimmt worden war, hatte er besonders dringend an die Gnadenthür geklopft. Dann erst begab er sich zu seinen Mitschülern, die sich in dem Klosterhofe versammelten, und mit denen nun der freundliche Leser über Berg und Thal nach dem Dorfe Graben zu ziehen beliebe.

Diese Ortschaft hat ihren Namen von dem Kanal, womit einst Karl der Große die beiden größten Wasserstraßen seines Reiches, den Rhein und die Donau, verbinden und so das Leben des Großhandels in das Herz seiner Frankenländer versetzen wollte. — Von diesem weltgeschichtlichen Versuche ist noch ein Graben übrig, dessen offene Enden genau nach Süden und Norden zu liegen, und dessen zum Teil dreißig Fuß hohe Wände ihre Flanken nach dem Auf-

und Niedergang kehren. Nirgends bemerkt man eine Spur, daß die Wände durch Pfähle oder untergelegte Steine wären geschützt oder gesichert gewesen, und man wundert sich billig, daß der Sand, woraus sie größtenteils bestehen, nun über tausend Jahre so fest aufeinander liegen geblieben ist. In diesem Graben befindet sich auch ein Fischteich, der von großen, in die Breite gewachsenen Föhren überschattet und von der jungen schwäbischen Rezat gespeist wird, einem Flüßchen, welches eine halbe Stunde davon seine unterirdische Behausung verlassen hat.

In der Nähe dieses Teiches, zwischen zwei Föhren, die einander die Arme bieten, richteten sich die Lateiner aus Pappenheim ein. Es dauerte nicht lange, so stand über einem lustigen Feuer der Kessel, und in ihm lag ein mächtiges Stück Rindfleisch, gar schön und appetitlich

„Du," sagte der vergnügte Rektor zu einem seiner Schüler, „sorgst für das Abschäumen der Fleischbrühe. Und du," setzte er mit einem Blick auf seinen Fritz hinzu, „du wachst darüber, daß kein Karpfen aus dem Teich in den Kessel springt."

„Ja, wie Sie befehlen," erwiderte der Angeredete, der, wie gewöhnlich, in philologische oder historische Grübeleien versunken war; und seine Mitschüler samt dem Vorgesetzten lachten im Chor.

Bald darauf kam eine Deputation mit dem Schullehrer des Dorfes in ihrer Mitte zurück. Es waren nämlich von dem Rektor drei Lateiner abgeschickt worden, diesen vornehmsten Mann im Dorfe zum Mittagessen einzuladen und dessen Ehehälfte um einige Teller für dieses Mahl anzugehen. Die Redensarten, womit die beiden Schul-

männer einander beehrten, der deutsche zuvorkommend und der lateinische in schuldiger Erwiderung, waren selbst für jene Zeit ausgesucht. Sie wären gewiß auch mit dem geziemenden Vorwärts- und Rückwärtsschreiten verbunden gewesen, wenn die Besagten nicht zwei ungünstige Elemente in so gefährlicher Nähe hinter sich gehabt hätten, der Rektor das Feuer und der Präzeptor das tiefe Wasser des Teiches.

Das Mahl, welches unter der Aufsicht der Regenten und nach wohlberatener und gutbemessener Dosis der Zuthaten an Salz, Gewürz und Wurzelwerk zustande kam und in Semmelsuppe und Rindfleisch bestand, verdiente den eifrigen Zuspruch der Lateiner. Nur der Senf fehlte. Das Schweppermännlein hatte ihn zuhause stehen lassen und statt desselben die Pomadenbüchse seines Pflegevaters mitgenommen.

Den meisten Stoff zu dem Tischgespräche lieferte natürlich der Graben, die Fossa Carolina, in welchem man speiste. Unter anderem äußerte sich der Schulmeister über seine wahrscheinliche Entstehung folgendermaßen:

„Carolus Magnus begab sich im Jahre 793, da der Herr ihm Ruhe gegeben hatte von allen seinen Feinden umher, nach Eichstädt an der Altmühl, wo Winfried oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen, ein Bistum für die Pfalz errichtet hatte. Denn der König der Franken und der Schirmherr der Kirche wollte nicht allein das Gute anordnen, sondern auch mit selbsteigenen Augen sehen, ob und wie man seinen Anordnungen nachlebe. Mit dem Schwert an der Seite, wie es seine Zeit brauchte, zog er umher und visitierte die seinem Regiment übergebenen Bistümer und Klöster, welche nächst der Regel eines ordentlichen Wandels

und der Betrachtung der heiligen Religion auch auf Erforschen der Wissenschaft eifrigen Fleiß verwenden sollten."

„Die Auerochsen, Elentiere und Bären, von denen die großen Forste an der Altmühl wimmelten, lockten den gewaltigen Jäger fast alle Tage aus den Hallen und Zellen des bischöflichen Münsters hinaus in die Urwälder. Also der Jagdlust nachgehend, gelangte der Frankenkönig auch in das Klösterlein, das nach dem heiligen Willibald genannt wurde und auf ebendemselben Platze stand, welchen jetzt die Festung Wilzburg einnimmt."

„Nachdem er eines Tages in dem Kloster sein Lieblingsgericht, den Wildbraten, den seine Jäger an Spießen auftrugen, gespeist und darauf ein wenig der Mittagsruhe gepflogen hatte, ging er mit dem Prior hinaus vor die Baumpflanzung, mit welcher das Gebäude zu größerer Sicherheit umgeben war, und ergötzte sich an der schönen Aussicht. Sein scharfes Auge reichte weit hinaus ins Land bis zu den letzten Bergen vor Forchheim, das zu den Orten gehörte, durch welche er dem deutschen Handel von Bardewick aus über Marburg und Erfurt einen Weg nach Regensburg machen wollte. Zu jener Zeit aber waren die Wasseradern der Umgegend noch weit voller, als in unseren Tagen, wo die Müller klagen gehen, wenn eine Gans nach Durst aus ihrem Mühlbache trinkt. Noch heutzutage beweisen die alten Ufer, um wieviel breiter einst die schwäbische Rezat gewesen ist, als jetzt. Die Altmühl hatte dazumal unter sich und in ihrem Rinnsal alle Wiesen, welche nun flach neben ihr liegen. Beide Flußgebiete wurden nur durch einen niedrigen Höhenzug voneinander geschieden. Kein Wunder also, daß es dem Frankenkönige, der von dem hohen Berg darauf

hinunterschaute, als etwas sehr Leichtes erschien, sie zu vereinigen."

„Der fromme Prior bestärkte den König in seiner Meinung. Zwar lag ihm nichts daran, daß Handel und Wandel befördert würde; aber dem Kloster gegenüber, auf einer mäßigen Anhöhe, mitten in den Sümpfen zwischen der Altmühl und Rezat, auf dem Fleck, wo jetzt das Wirtshaus von Emezheim steht, stand noch ein heidnischer Tempel. Er hatte zwar nicht mehr seine eigenen Priester, es wurde darin auch kein förmliches Opfer mehr dargebracht, doch trieb man in demselben viel ärgerlichen und bedauerlichen Aberglauben. Auf diesen Dorn in seinem Auge wollte der Prior des Königs Aufmerksamkeit lenken, wohl wissend, daß da, wo der Schirmherr der Kirche waltet, ein Götzenhaus die längste Zeit gestanden habe."

„Bei Karl dem Großen lag aber zwischen dem Beschließen und Beginnen eines Dinges gewöhnlich nicht mehr Zeit, als zwischen dem Blitzen und Donnern. Deswegen erkor er sogleich das Willibaldsklösterlein vorläufig auf einen Monat zum Hauptquartier, weil es für die Jagd, wie für die Beaufsichtigung des beschlossenen Wasserbaues gleich gut gelegen war. Sodann ließ er die Leute auf zwei und drei Stunden im Umkreise zu Frondiensten entbieten und das Werk flugs beginnen."

„Anfänglich ging alles gut von statten. Die Fröner folgten ohne Widerrede dem Aufgebot. Etliche hatten den großen Frankenkönig noch nie gesehen und ergriffen nun mit Freuden die Gelegenheit, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen; andere fürchteten sich vor seiner schweren Hand und vor seinem scharfen Schwerte; wieder andere hatten schon

unter seinem Banner gefochten und wollten wieder einmal vor sein Angesicht kommen. Die Witterung war die beste, und der Boden, aus Thon und angeschwemmtem Sand, war leicht zu bearbeiten. In drei Wochen war das Werk so weit gediehen, wie wir es noch vor uns liegen sehen."

„In der Freude hierüber hatte der König den Dorn im Auge des frommen Priors, d. h. den Heidentempel, ganz vergessen. Als aber Karl eines Tags an ihm vorbei nach dem Kloster zurück ritt, fiel ein Sonnenblick durch die Abendwolken auf das Götzenhaus und mahnte ihn an sein Versprechen, den Greuel wegzuschaffen. Er rechnete es sich zur Sünde, über dem Weltlichen das Heilige so lange vergessen zu haben, und ließ am andern Tage, statt an dem Graben fortzuarbeiten, von den Frönern das Ärgerniß der frommen Mönche bis auf die Grundmauern abbrechen. Als er abends in das Kloster zurückkehrte, ließ er auf dem Platze nichts zurück, als umhergeworfene Quadersteine, die später teils in dem Sumpf am Fuß des Hügels versanken, teils bei Erbauung des Dorfes und seiner Kirche zu Grund- und Ecksteinen gebraucht wurden."

„Den Bewohnern der Umgegend hatte aber der König durch die Zerstörung des Götzenhauses in das Herz gegriffen. Die meisten von ihnen waren weiter nichts, als getaufte, aber ganz ununterrichtete Heiden und wurden von der plötzlichen Vernichtung ihres Heiligtums so betroffen, wie die Leute, welche zu Joas sprachen: Gieb deinen Sohn heraus, er muß sterben, darum, daß er den Altar Baals zerbrochen und den Hain dabei abgehauen hat. — Um sich dafür zu rächen, machten sie untereinander aus, nicht mehr an dem Graben zu arbeiten."

„Schon am andern Morgen kam ein Bote in das Willibaldskloster hinauf und meldete dem König: Die Vögte stehen allein im Graben, und die Fröner sind mitten in der Nacht verschwunden, wie die Störche im Herbste. Dem Könige stand aber gerade keine Schar zu Gebote, die Ungehorsamen aus ihren Schluchten, Wäldern und Brüchen zusammenzutreiben, und ehe er andere Zwangsmaßregeln ergreifen konnte, mußte er wiederum gegen die abtrünnigen Sachsen ziehen."

„Dies, meine Herren," sagte der Präzeptor zuletzt in seiner Bescheidenheit, „sind meine unmaßgeblichen Ansichten von der Entstehung dieses Grabens. Andere Altertumsforscher wollen wissen, der Frankenkönig habe wegen des beständigen Regenwetters und des sumpfigen Bodens sein Vorhaben aufgeben müssen. Wundern muß man sich aber mit Recht, daß nach dem Abzuge des Frankenkönigs die heimlichen Heiden nicht das Wiedervergeltungsrecht übten und an dem Graben thaten, was er mit ihrem Heiligtum gethan hatte. Wahrscheinlich wollten sie aber den mächtigen König nicht zu sehr reizen und hielten die Ausführung des Werkes nicht für aufgehoben, sondern nur für aufgeschoben. Hätten sie aber Rache geübt, so würden sie es bei der Nacht gethan haben; sie wären dann die feindlichen Kobolde gewesen, welche im Mondschein wieder einschaufeln, was im Sonnenlicht aufgeworfen worden ist."

Als der Schulmeister mit seinen Mutmaßungen endete, hatte er nur noch zwei Zuhörer, den Rektor und seinen Pflegesohn, der dem Erzähler jedes Wort vom Munde nahm. Die übrigen Lateiner hatten sich indes zerstreut, um das zur Bereitung des Kaffees erforderliche Holz zu holen. Mit

ihnen kam ein Herr und eine Frau. Der Hut des Herrn war mit einem breiten Flor umwunden.

Die Fremden sahen aus wie vornehme Leute, welche etwa ein geliebtes Kind durch den Tod verloren und eine Reise unternommen hatten, um einige Zeit aus den Umgebungen herauszukommen, durch die sie jeden Augenblick an ihren Verlust erinnert werden mußten. Der Rektor, der dieses wenigstens voraussetzte, kam ihnen auf das freundlichste entgegen und lud sie ein, in seiner wandernden Schule ein Stündlein zuzubringen und mit einer Tasse Kaffee vorlieb zu nehmen, wie er aus einer lateinischen Küche kommen könne. Die Einladung wurde von den Fremden als eine willkommene dankbar angenommen.

Während nun die drei Männer ihre Tabakspfeifen in Ordnung brachten und füllten, verband sich die Dame mit den Lateinern und brachte einen Kaffee zustande, der auch in einem Kranze der erfahrensten Frauen die Probe bestanden haben würde. Nur über den mitgebrachten Zucker geriet man in eine augenblickliche Verlegenheit. Seyfried hatte nämlich aus dem Kasten seines Pflegevaters statt des Zuckers ein Stück Tropfstein mitgenommen, wie er in dem Steinbruch von Solenhofen aus den Klüften zwischen dem Schiefer gehoben wird. Der Irrtum war zwar sehr verzeihlich, weil die Kristalle dieses Steins, besonders für Zerstreute, eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Zucker haben. Zum Glück hatten die Fremden einen Vorrat von Kandis in ihrem Reisewagen, der indes auf einem Umwege in dem Dorfe am Karls-Graben angelangt war. So kostete es nur eine Viertelstunde, um den Irrtum des armen Zerstreuten wieder gut zu machen. Unterdes gedieh der Kaffee

zu vollkommener Klarheit. Auch die Mitschüler, die das Schweppermännlein wegen seines Steinzuckers mit Neckereien geißelten, wurden durch das gewöhnliche "favete linguis!" ihres Lehrers bald zur Ruhe gebracht, und der Rektor konnte nun dem Schulmeister und seinen Zöglingen einige Züge aus dem Leben Karls des Großen zum besten geben.

„Carolus Magnus," sagte er unter anderm, „wurde 742 Jahre nach seinem Erlöser geboren. Wo er zur Welt kam, ist ganz ungewiß; wie man ihn erzog, nicht minder. Stuben, wo die Spindel vom Morgen bis zum Abend neben dem Webstuhl schnurrte; Hallen, wo invalide und zum Ackerbau zurückgekehrte Kriegsknechte von den Zügen wider die Araber, Baiern und Lombarden erzählten; Meierhöfe mit Hühnern, Tauben und Sperlingen; Triften, worauf junge Rosse sich tummelten, mögen die Hauptplätze gewesen sein, über welche der Knabe bis in die Jünglingsjahre gelangte. Von einem Gemach, welches man Schule nennt, wuße er nichts; einen Mann, den man seinen Hofmeister geheißen hätte, kannte er nicht. Ein Rohr, eine Feder wußte er zum Pfeil zu verarbeiten, aber für das Pergament spitzen konnte er sie nicht. Mit einem Worte: Karl der Knabe und Jüngling wuchs zwar nicht ohne Kirche, aber ohne Schule heran. Erst in seinem hohen Alter versuchte er es, Buchstaben nachzumalen und legte behufs dieser Übung kleine Tafeln unter den Pfühl seines Lagers, um sie in den Mußestunden seines Regentenlebens sogleich bei der Hand zu haben. Überhaupt suchte er als Mann die Gelegenheit zum Lernen, die er in seinen Jugendjahren nicht gehabt hatte, um so begieriger auf, vorzüglich in dem Umgange mit wissenschaftlich gebildeten Leuten, in deren

Kreise er sich immer als ein aufmerksamer Zuhörer erwies. König Karl bildete nämlich an seinem Hofe einen gelehrten Verein, in welchem er seinen Sitz und wie die andern Mitglieder desselben einen besonderen Vereinsnamen hatte. In diesem Zirkel hieß er König David."

„So ununterrichtet und ungebildet Karl in seiner Jugend geblieben war, und so sehr und oft er dies später bedauert haben mag, so sehr legte er den Knaben und Jünglingen, die ihm nachwuchsen, ihre geistige Ausbildung durch Gelegenheit und Antrieb nahe. Nach seinem Willen sollten die Geistlichen nicht allein Priester, sondern auch die Kinder der Hohen und Niederen zum Unterrichte um sich versammeln. Es sollten Schulen auf Weilern und Dörfern errichtet, und die Knaben liebevoll darin aufgenommen werden; den Eltern aber sollte es überlassen bleiben, was sie nach Vermögen und aus freiem Willen zu deren Unterhalt geben möchten. In ihnen sollten die Zungen lernen, sich zum Lobe des allmächtigen Gottes ohne Fehl und Falsch zu bewegen und sich über das, was fromme Andacht eingegeben hätte, auch fehlerfrei auszusprechen. Auch sollte man die Erlernung der Wissenschaft nicht versäumen, sondern mit demütigem und gottgefälligem Streben wetteifern, die Geheimnisse der göttlichen Schriften richtig zu enthüllen."

„Deswegen hatte er auch dem Clemens mehrere Knaben aus dem hohen und niederen Stande übergeben und ließ sie nach einiger Zeit mit ihren Arbeiten zu sich kommen. Aus diesen ergab sich, daß der breite Nachwuchs des Adels weit hinter den anspruchslosen Ölzweigen gemeiner Leute zurückgeblieben war. Der königliche Visitator schied daher die trägen Nachzügler von den ersten in der Schar. Jene

winkte er zu seiner Linken, diese zu seiner Rechten. Rechts hin sprach er dann in väterlichem Tone: „Großen Dank, meine Söhne, daß ihr nach des Königs Willen und zu eurem Besten gearbeitet habt! Fahret so fort, und ich will euch über gute Bistümer und Klöster setzen.“ Als er sich aber darauf zur Linken wendete, wurden seine Blicke zu Blitzen und die Worte seines Mundes zu Donnerschlägen: „Junker, — Söhne meiner Magnaten — Weichlinge — glatte Gesichter“ — rief er, daß die Pfeiler in der Halle zitterten, „in eitler Kurzweil, in Spielen des Müßiggangs, in Wohlleben, in Stolz auf euren Namen und eure Güter habt ihr meinen Befehl und euer eigenes Wohl vergessen. Aber beim König des Himmels! Euer Adel und eure Milchgesichter sollen euch nichts helfen. Wenn ihr euch nicht bessert, so werdet ihr von eurem Könige nie mehr ein gutes Wort vernehmen.“

„Als später,“ fuhr der Rektor fort, nachdem er sich eine frische Pfeife gefüllt und angezündet hatte, — „als später König Karl dem ehrwürdigen Papste Hadrian wider den Lombarden-König beizustehen eilte, wäre er mitten in den Alpen beinahe von einer Mauer aufgehalten worden, welche einen Engpaß verschloß und hinter der sich die Feinde aufgestellt hatten. Nach einer Sage hat da ein Schalksnarr der Franken durchgeholfen. Doch dies weiß da der Daniel Steingruber besser, als ich.“

Der Schüler, den der Rektor mit diesen Worten meinte, verstand den Wink seines Lehrers, trat mitten in den Kreis, verneigte sich tief und deklamierte dann folgende Verse:

Die Fürsten setzten sich zu Rat,
es waren ihrer viel;

man riet und riet, es wurde spat,
und kam zu keinem Ziel.
Des Königs Schalksnarr saß dabei
und dachte bei sich allerlei.
Die Fürsten sprachen dies und das,
zugleich oft ihrer zehn:
doch zu blieb der verrannte Paß,
und seine Mauern stehn.
Da ward's dem Schalksnarr'n doch zu lang;
er griff ins Saitenspiel und sang:
„Geht mitten durch kein breiter Steg,
„hält man sich neben dran,
zu finden einen Seitenweg,
„auf dem man weiter kann. —
„Gebt mir den Roland und sein Horn,
„er blase anderswo, als vorn.“
Und Karl der König sprach: „Es sei!
„Dein Wort sich hören läßt.
„Es ist fürwahr nicht einerlei,
„wo Meister Roland bläst,
„da oder dort. Er folge dir,
„wir bleiben vor der Klause hier.“
Der Narr voran, der Fürst hintnach,
ging's nun von Wald zu Wald,
bis Hans, der Narr, zu Roland sprach:
„Da ist der Platz, jetzt halt!
„Nun, Roland, Roland, stoß ins Horn,
„als blas' aus dir des Königs Zorn!“
Und Roland blies, und Desider
in seiner Klause rief:
„Hört! — hinter uns der Franken Heer!
Und alles rannt' und lief.
Der Narr sah zu und sprach: „Ei, ei!
„Der Roland bläst in leichte Spreu!“

Und als der Narr zurücke war,
sprach König Karl mit Huld:
„Du warst ein Ratsherr in Gefahr,
„Wir sind bei dir in Schuld.
„Das Thal Pellina sei nun dein,
„du nahmst es mit dem Horne ein.“
Gern nahm der Narr das Grafenleh’n
und strich sich froh den Bauch.
„Hier jagen und dort fischen geh’n,“
dacht’ er, das kann ich auch.“
Der König geht, der Narr wünscht Glück
und bleibt als stolzer Graf zurück. —
Die Woche drauf lief Hans der Graf
dem König wieder nach,
durch manche Unbill, die ihn traf,
unwirsch gemacht, und sprach:
„Das Regiment geht mir nicht ein,
„will lieber Narr denn Markgraf sein.“

Und als er fertig war, verneigte sich der Schüler und ging auf seinen Platz zurück. Der Rektor aber fuhr fort und sprach: „Weiter unten wies Desider dem Frankenkönige noch einmal die Stirne; aber seine Lombarden wurden von Schrecken ergriffen, wie einst die Syrer unter Benhadad vor Samaria, ließen das Lager, wie es stand, und flohen mit ihrem Leben davon. Hinter den Schilden der Seinigen war für Desiderius keine Sicherheit mehr. Er flüchtete daher mit Otkar hinter die Gräben und Mauern von Pavia. Aber der Gedanke an den gewaltigen und furchtbaren Frankenkönig verfolgte ihn, wie ein Gespenst. — Doch dies kannst du, Erdmann Meyer, uns besser sagen als ich.“

Der aufgerufene Schüler folgte dem Winke seines Lehrers, trat auf den Platz, den sein Mitschüler eben ver-

lassen hatte, verneigte sich und sprach in ernstem, feierlichem Tone:

Schweren Herzens, seinen Feind im Sinne,
stieg mit Otkar König Desider
auf der hohen Mauern höchste Zinne. —
An dem Rand der Ebene umher
sucht' er da und dort mit seinen Blicken,
wie aus seinem Fahrzeug der Pilot
an dem Horizont die kleinste Wolke,
die ihm Sturm und Wetter droht. —
Sieh! da kommen leichte Reiterscharen,
dünne Züge, gleich den Streifen Wind,
wenn sie über Wasserspiegel fahren,
Warneboten, eh' der Sturm beginnt. —
„Ist das König Karl?“ rief der Lombarde,
sorgenbleich in seinem Angesicht.
„Nein,“ entbot dem König der Begleiter,
„unter diesen ist er nicht.“
Als er sprach, da kamen Legionen
viel gemeinen Volks vom ganzen Reich,
bunt und durcheinander, wie sie wohnen,
nicht an Farben, nicht an Waffen gleich. —
„Ist das König Karl?“ rief der Lombarde,
totenbleich in seinem Angesicht.
„Nein,“ entbot dem König der Gefährte,
„unter diesen ist er nicht.“
Als er sprach, da wallet auf und nieder
ein Geschwader hügelab und -auf;
regelmäßig seine vielen Glieder
reget es im raschen Lauf.
„Ist das König Karl?“ rief der Lombarde,
Todesschweiß in seinem Angesicht.
„Nein,“ entbot dem König der Gefährte,
„unter diesen ist er nicht.“

Weiter zog mit ihren Kapellanen
feierlich die hohe Klerisei
unter Kreuz und purpurroten Fahnen
zu dem welschen Jericho herbei. —
„Ist das König Karl?" rief der Lombarde,
bebend, als beginne das Gericht.
„Nein," entbot dem König der Begleiter,
„unter diesen ist er nicht.
„Wenn erst noch ein Strom von schwarzem Eisen,
„ein Tessino noch von blankem Stahl
„rings um diese Mauertürme kreisen,
„ist der König in der Feinde Zahl."
Sprach's; da rauscht der eiserne Tessino
von dem Rand der Ebene heran,
und als Fürchterlichster, auf dem Rosse,
schrecklich anzusehn, ein Mann.
„Das ist König Karl!" schrie der Lombarde
zitternd, wie ein Schächer vor Gericht.
„Ja, er ist's!" rief Otkar auf der Warte
und verhüllete sein Angesicht. —
Also schlägt der Herr mit Furcht und Beben
seine Feinde schon in dieser Zeit;
aber seine Racheboten kleidet
er in seine Schrecklichkeit.

Als er fertig war, verneigte sich der Lateiner wieder und kehrte auf seinen Platz zurück. Der Rektor aber hatte indes den Rest kalten Kaffee in seiner Tasse ausgetrunken und von der fremden Dame frisch eingeschenkt bekommen. Auch seine Pfeife war von dem fremden Herrn mit dem besten Kanaster bedacht worden. Während er sie schmauchte, erzählte er den Krieg, den König Karl mit dem Hunnenvolke zu bestehen hatte und schloß mit den Worten: „Wie sehr der Schrecken der sonst den Namen dieser leichtfüßigen und

langfingerigen Horden begleitet hatte, gewichen und verschwunden war, mag eine Sage aus jener Zeit beweisen, die uns Albrecht Wagner da vortragen wird."

Der aufgeforderte Schüler trat ohne Verzug mitten in den Kreis, verneigte sich und erzählte:

Im Thurgau lief ein Bote
hinauf am Schwabenmeer
zum Stift nach Diessenhofen
von Karl in Aachen her,
daß er mit Fleiß entbiete
dem Abte Engelbert:
„Stell' wider die Avaren
zehn Mann mit Spieß und Schwert!"
Der Abt, durch Pest und Hunger
an Leuten sehr verarmt,
geriet darob in Jammer,
daß's einen Stein erbarmt.
Das hörte Klaus am Bogen,
der Hirt im Klosterbann,
und sprach: „Hochwürd'ger Vater,
ich gelt' für zehen Mann.
Was ihrer zehne tragen,
das trag ich selbst allein;
was ihrer zehne schlagen,
das schlag' ich selbst allein.
Gebt mir nur Euren Segen;
das andre macht der Klaus
mit Karl dem Frankenkönig
und seinen Feinden aus.
Der Abt erteilt den Segen,
im Herzen hoch erfreut:
Für zehn ließ Karl ihn gelten
und hat es nie bereut. —

Karl stritt hernach am Strome,
der Enns mit seinem Roß,
Das nicht hinüber wollte.
Dies Saumsal ihn verdroß;
denn für ein böses Zeichen
nahm es der bange Freund,
und am Gestade drüben,
da jubelte der Feind.
Das sah der Klaus am Bogen
und nahm das Roß beim Kamm
und zog es durch die Wirbel,
leicht, wie ein Hirt sein Lamm.
Das Heer der Franken folgte,
die Hunnen aber flohn
Klaus ließ das Roß des Königs
und fing sich fünf davon;
die hängte er wie Frösche
an seinen großen Speer,
nahm sie auf seine Schulter,
gesegnete das Heer.
So kam der Klaus vom Bogen
bald in der Heimat an
und sprach zum Abt verdrossen:
„Braucht's da auch einen Mann?
Da schauet nur die Frösche!
Und wider sie zu ziehn.
Sollt' Karl nur Störche werben
und keinen Mann bemühn."

So erzählte der Lateiner und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Dann fuhr der Rektor fort: „So viel von den Kriegen, welche der Frankenkönig führte, weil er mußte. Erfreulicher ist es, ihm in das Innerste seines Hauswesens nachzugehen und zu beschauen, was er vollendete, wenn die

Linke auf dem Griffe des ruhenden Schwertes lag und die ausgestreckte Rechte seine Befehle und Anordnungen bekräftigte."

„Die Schätze, die er eroberte oder die ihm auf andere Weise zuflossen, begrub er nicht in Kisten und Gewölben, sondern verwendete sie, wie es die Pflicht eines guten Haushalters ist. Einen großen Teil davon legte er als Opfer auf den Altären Gottes nieder. Während David und Salomo nur für ein Gotteshaus sorgten, bereicherte er viele. Die Stadt Aachen verdankt ihren französischen Namen „Aix la Chapelle" einer reichen Kapelle mit Thüren aus Erz, mit einer Kuppel von massivem Gold und mit Mauern von den prächtigsten Marmelsteinen, welche von Karl erbaut wurde. Einen andern Teil seiner Schätze verwendete er, wie eben jene Könige, auf seine eigenen Häuser. In einer seiner Pfalzen ließ er gemeinschaftliche Bäder einrichten, die so viel erwärmtes Wasser faßten, daß über hundert Personen darin schwimmen konnten. Sein Schloß zu Ingelheim, unweit Mainz, mitten in dem Garten Gottes am Rhein, ruhte auf hundert Säulen, hatte Malereien, die man anstaunte, und seine Hallen waren mit Kleinodien gefüllt. Die morgenländischen Gesandten, welche an dem Hoflager des großen fränkischen Emirs erschienen, liefen mit seiner Erlaubnis überall darin umher, besahen alles und betasteten es zugleich, wie Kinder, bei denen noch Auge und Hand wie von einem Nerv bewegt werden. Und nachdem sie neugierig dahin und dorthin gelaufen waren, nachdem sie alles von allen Seiten, gebückt und auf den Zehen stehend, beschaut und befühlt hatten, liefen sie, wie außer sich, wie von dem Sonnenstich der himmlischen Pracht getroffen, unter

hellem Gelächter zu dem großen Emir zurück und schlugen die Hände zusammen. Beim Anblick der Höflinge und der Geistlichen in ihrem Ornate riefen sie: „Ei, sonst haben wir nur Menschen von Erde gesehen; aber diese hier sind eitel Gold.“

„Mitten unter diesen Herrlichkeiten wandelte ein Mann, sieben seiner Füße groß, heiteren Angesichts, über der etwas großen Nase zwei große, helle Augen. Das runde Hinterhaupt war mit Silberhaar geschmückt, der kurze, starke Nacken zeugte von großer Kraft, seine Glieder hatten ein schönes Ebenmaß. Es war ein vollkommener Mann von dem Scheitel bis zur Sohle; majestätisch, wenn er ruhig sprach und sich ruhig bewegte; fürchterlich, wenn er zürnte; über alle Maßen erschrecklich, wenn er seine Faust ballte oder nach seinem Schwerte griff.“

„Dieser Mann trug Wams und Hosen von hausgewirkter Leinwand, darüber einen kurzen Rock, einfach mit seidenen Streifen besetzt. Über Strumpf und Hosen liefen farbige Binden. Gegen Unwetter schützte er sich zuweilen mit einem weißen oder grünen Mantel, gegen Winterkälte Brust und Schulter mit Otterfellen. Fast sein ganzer Anzug kam von der Spindel, aus dem Webestuhl und von der Nadel seiner Gemahlin und seiner Töchter. Bewehrt war er mit einem großen Schwerte, dessen Griff und Wehrgehänge golden waren.“

„Dieser an Werktagen so einfach gekleidete Mann war Karl der Große. Er wußte aber, wo es seine Würde erheischte, auch einen Ornat mit Würde zu tragen und brauchte nicht erst, gleich dem jüngsten Kaiser der Franken, sich von einem Komödianten raten zu lassen, wie er ihn tragen sollte.

Auf Bitten seines Freundes Hadrian ging er in Rom ein ganzes Osterfest über als Schirmvogt der Stadt in einem langen Schleppkleid und Talar mit Schuhen nach römischem Schnitt. An einem andern Osterfeste erschien er vor den morgenländischen Gesandten in einem prächtigen Ornate und kam ihnen darin, wie wir lesen, über die Maßen schrecklich vor. Dieser Ornat bestand aus einem golddurchwirkten Rock, Schuhen mit Juwelen, einem Mantel mit schweren, goldenen Haften, einer goldenen Krone und einem Schwerte mit Edelsteinen. Und dies alles trug er ohne Beschwerde, nicht wie eine Bürde, sondern wie der Löwe seine goldene Mähne, wie ein Berg Gottes seine Eiskrone und sein Zedernkleid."

„Fremde Trachten, wie sie die Eitelkeit gegen die ererbten und einheimischen eintauscht, waren ihm zuwider. Von den übertrieben kurzen Mänteln der Friesen sagte er: „Wozu diese Lappen? Auf dem Nachtlager decken sie mich nicht, zu Roß schützen sie mich nicht gegen Regen und Wind, und bei natürlicher Verrichtung friert mich wacker an den Beinen."

„Einmal waren mehrere junge Herren aus Welschland zurückgekommen und hatten neue Kleider mitgebracht, leichte welsche Ware für ihr schweres deutsches Silber. Die Wämser waren mit Rattenfellen oder anderem weichen Pelzwerk besetzt. Andere Stücke schillerten von Purpur, Vogelfedern und zederfarbigen Streifen, so daß die Hälse und Rücken der damit geputzten Junker schimmerten gleich dem ostindischen Pfau. Der Frankenkönig in seinem Schafpelz saß unter ihnen, wie der einfarbige Aar unter bunten Paradiesvögeln und Papageien. Übrigens ging bei Tische alles

seinen gewöhnlichen Gang. Die herkömmlichen vier Schüsseln wurden, eine nach der andern, aufgetragen, der Mönch las aus einem Buche des heiligen Augustin vor, die Jäger brachten die gebratenen Viertel eines Hirschkalbs an Spießen und gingen von dem Platze des Königs um ein gutes Stück leichter hinweg, der Wildmeister empfing einen Befehl in das Ohr und ging hin, ihn auszurichten. Bald darauf rückte der König seinen schweren Armstuhl. Aber statt, wie gewöhnlich, in seine Schlafkammer zu gehen und eine oder zwei Stunden zu ruhen, in welcher Zeit die Junker ihren Jagdhabit hätten anziehen können, rief er: Wohlauf, meine Herren, in den Forst! Und wer leer und ohne Beute zurückkommt, soll an dem Nachtmahle keinen Teil haben." Diese Rede dünkte den Junkern hart zu sein. Denn es regnete, als thäten es die Wolken um die Wette, und es war, als hätte der Stallmeister die unbändigsten Rosse ausgesucht. Den König voran, ging's im wilden Rennen dem Walde zu. Die schnaubenden Gäule schäumten und warfen die Schaumflocken von ihrem Gebiß auf die Reiter, als unverständige Bestien, die nicht den geringsten Unterschied machten zwischen ihrer Haut, die sie umsonst hatten, und zwischen den Gallaröcken der Junker, die teuer erkauft worden waren. Das Dickicht streifte zwar die Flocken wieder ab, nahm es aber zu genau und machte allerhand Risse und Schlitze in die welschen Anzüge. Als man wieder auf dem Sammelplatz zusammengekommen war, schüttelte der König seinen nassen Schafpelz, wie der Löwe nach dem Ungewitter seine Mähne, und die Wassertropfen flogen weit umher. Aber die Junker sahen trübselig aus, wie gebadete Mäuslein, und hatten weder Kraft noch Mut, sich zu schütteln.

Doch getrösteten sie sich der baldigen Heimkunft und der trockenen Kleider, die sie zuhause anthun könnten. Aber ihre Hoffnung war eitel. Wie sie den Fuß aus dem Bügel gesetzt hatten, nahm sie der König zu sich, setzte sich mit ihnen um das große Kaminfeuer in der Halle und ließ sich von ihnen erzählen, wie der eine sein Elen, der andere seinen Eber und der dritte seinen Luchs erlegt habe. Er selbst berichtete auf das umständlichste, wie er seinen Auerochsen gestellt und gefällt hätte. Darüber wurden aber die durchweichten Pelze der Höflinge dürre, wie erfrorne Nußblätter in der Morgensonne, und ihre Kleider schrumpften zusammen. Sie hätten auch vor dem Schlafengehen gerne alles hinter die Thüre geworfen; aber der König hatte beim Abschied ernstlich und ausdrücklich befohlen, daß sie auch morgen in demselben Anzuge erscheinen sollten, da Frau Rotrud die welsche Mode zu sehen begehrte. So mußten sie alles lassen, wie sie es langsam und mit großer Vorsicht vom Leibe zogen. Das Pelzwerk wäre ja zerbrochen, wie die dürren Kürbisblätter des Jonas, wenn man es gerieben hätte, und die welschen Spinnengewebe wären auseinander gegangen und hätten das Bürsten und Reiben nicht ausgehalten. — Des andern Tages, als sie sich in dem Hofe der Pfalz um ihren Herrn König versammelt hatten, sprach dieser zu ihnen: „Ihr Herren, seht meinen Schafpelz; der ist ausgerieben und hat seinen vorigen Glanz wieder und kostet keinen Gulden, eure Röcke dagegen viele Pfunde Silbers.“ Die Frauen auf dem Söller aber konnten ein sittiges Gelächter nicht verhalten.“

Doch der Erzähler will den freundlichen und nachsichtigen Leser nicht ermüden und darum nur noch wiedergeben,

was der Rektor von dem Lebensende des großen Frankenkönigs berichtete.

„Wie endlich," sagte er, indem er seine ausgebrannte Pfeife auf die Seite legte, „wie endlich ein Hausvater im kleinen sein Haus bestellt, wenn er von innen und außen daran gemahnt wird, so bestellte es auch Karl, als in dem weiten Hause seines Reiches mancherlei geheimnisvolle Zeichen, Stimmen und Laute, — gewiß auch in den Kammern seines Herzens manche Ahnungen, — darauf hindeuteten, daß nun seine Stunde gekommen sei."

„Für sein Herz wurde es ohnedies in den Hallen des großen Hauses immer einsamer und öder. Seine Freunde, auf deren Plätze in seiner Seele andere nicht mehr vorrücken konnten, waren an das Ziel ihres Glaubens gelangt. Seine geliebten Frauen schlummerten in ihren Grüften; Karl und Pipin, seine Söhne, waren mit schönen Hoffnungen dahingewelkt. Je leerer aber das Haus geworden war, desto unheimlicher hallten darin so manche vorbedeutende Laute und Stimmen wieder — der Sturz des königlichen Rosses, das auf dem letzten Zuge gegen den Dänenkönig Gotrik über den Anblick eines feurigen Meteors scheu geworden war — das Zischen der Balken, die von der brennenden Brücke in den Rhein stürzten — der dumpfe Fall des Säulenganges zwischen der kaiserlichen Pfalz und der Kathedrale zu Aachen am Himmelfahrtstage — das Krachen des Blitzes, der den Knopf des Gotteshauses zerschlug, von dem nachher die Gebeine des Kaisers aufgenommen wurden — das Beben der Hofburg und das Ächzen des Täfelwerks darin."

„Auch die Hütte des großen Geistes, dem diese Bewegungen in den leblosen Dingen zu gelten schienen, unter

denen er so kräftig gewaltet hatte, fing an zu wanken. Schon vier Jahre vor ihrem gänzlichen Hinsinken hatte Karl mit Fiebern zu schaffen. Von oben her drückte die Last der Jahre, von unten gewährte ein lahmer Fuß keine Zuverlässigkeit mehr. Zu dem immer trüber brennenden Licht im Innern der Hütte stimmten mehrmalige Verfinsterungen des Mondes und der Sonne."

„Der Greis that, als ob er von allen diesen Erscheinungen und Stimmen keine auf sich beziehe, aber er hatte den Hiskiasruf doch vernommen und bestellte sein Haus. Er rief seinen einzigen, ihm noch übriggebliebenen Sohn Ludwig, den König der Aquitanier, und mit ihm alle Großen des Reiches, die seines kaiserlichen Winkes gewärtig waren, zu sich in die Pfalz nach Aachen. Da, umgeben von den ersten Trägern des Hirtenstabes und des Schwertes, fragte er, ob er diesen seinen Sohn zum Reichsgehilfen an seine Seite setzen und ihm den Kaisertitel übertragen solle? Und die Erzhirten, Fürsten und Herzoge antworteten nicht: „Es ist unser Wille," sondern sie riefen nach der frommen Weise ihrer Zeit, wie später die Gläubigen in der Versammlung von Clermont: „Gott will es."

„Am nächstfolgenden Tage des Herrn schmückte sich Karl mit allen Insignien der Kaiserwürde, sein weißes Haupt mit der Krone, und begab sich, gestützt auf seinen Sohn, im feierlichen Zuge in den Dom. Vor dem Hochaltare des Gotteshauses sank der graue Knecht des Herrn mit seinem Ludwig auf die Kniee und verharrte lange in stillen Gebeten. Als er sich wieder erhoben hatte, ermahnte er laut und vor den zahlreichen weltlichen und geistlichen Zeugen seinen Nachfolger: „über alle Dinge zu fürchten und zu lieben den

allmächtigen Gott, seinen heiligen Geboten allewege zu folgen, die Kirche Gottes wider ihre Feinde zu schirmen, von Schwestern, jüngern Brüdern, Enkeln oder andern Blutsfreunden nimmer seine Gnade und Hilfe abzuwenden, wie Väter zu ehren die Priester, wie Kinder zu lieben sein Volk, auf den Weg des Heils zurückzuführen die Übermütigen und Verirrten, zu sein ein Tröster der Armen, einzusetzen gottesfürchtige und treue Diener, die das Unrecht haßten, ohne richterliches Urteil niemanden seiner Würde zu entsetzen, selbst aber unsträflich zu wandeln allezeit vor Gott und allem Volke." — „Willst du," fragte er dann seinen Sohn, „dem allen nachleben?" Und Ludwig antwortete, mit Freuden wolle er gehorchen und mit der Hilfe Gottes alles vollbringen, was seines Amtes sei. — Auf dem Hochaltare aber lag eine zweite goldene Krone. Diese hieß der Vater seinen Sohn von dem Gottestisch nehmen und selbst auf sein Haupt setzen, zum Zeugnis, daß er das Reich nicht von eines Menschen, sondern von Gottes Gnade zum Lehen habe."

„Nach dem Gottesdienst begab sich der Zug in die kaiserliche Pfalz zurück, der Vater auf seinen gekrönten Sohn gestützt und Gott preisend, daß er ihn diesen Tag noch sehen ließ. Dann entließ er ihn unter Thränen, weil es ihm war, als sollte er des Sohnes Angesicht nicht mehr schauen."

„Und so geschah es auch. Im Januar des Jahres 814 kehrten die alten Feinde, die Fieberschauer zurück, und mit ihnen noch andere Übel, welche den Starken auf sein letztes Lager streckten. Auf demselben empfing er noch Nachtmahl und Salbung aus den Händen des Priesters und entschlief dann am Morgen seines Namenstages (28. Januar) um die dritte Stunde, nachdem er Stirne, Brust und Füße be-

kreuzt, seine Hände gefaltet, seine Augen geschlossen und mit leiser, schwindender Stimme gesungen hatte der Gläubigen Schwanenlied: ‚Domine Jesu, recipe animam meam‘ — Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“

Nach diesen Worten schwieg der Rektor. Er hatte nun sein Scherflein teils zur Unterhaltung und teils zur Belehrung der Gesellschaft beigetragen.

Der fremde Herr wollte nichts schuldig bleiben und lenkte das Gespräch auf ein anderes Feld, wo er so bekannt und daheim war, wie der lateinische Schulmann in dem Karls=Graben und in der Lebensgeschichte dessen, der dem Graben Dasein und Namen gegeben hat.

„Wenn man,“ sprach er, „von dem linken Ufer der Donau zwischen Kellheim und Neustadt aufbricht, in nordwestlicher Richtung durch den Marktflecken Kipfenberg über die Altmühl geht, zwischen Ellingen und Pleinfeld quer über die Heerstraße schreitet und dann an Gunzenhausen vorüber an die württembergische Grenze oder vollends bis an den Neckar reist, so findet man hin und wieder die Ortsnamen Pfahl=Acker, Pfahl=Wiese, Pfahl=Graben, Pfahl=Buck und Pfahl=Dorf.“

„Denn diese Äcker, Wiesen, Gräben, Hügel und Ortschaften liegen an oder nicht weit von der römischen Landmarkung, welche man den Pfahl, den Pfahl=Rain, die Pfahl=Hecke, den Pfahl=Ranken und am gewöhnlichsten die Teufelsmauer heißt. Die gelehrten Altertumsforscher nennen sie in ihrer Sprache Vallum und berichten, der römische Kaiser Hadrian habe diese Schutzwehr aus Pfählen und dazwischengeflochtenem Buschwerk aufgerichtet und sein Nachfolger Probus habe zu größerer Sicherheit einen Stein=

und Erdwall, nebst Türmen und Schanzen, hinzugefügt; dies alles sei um der deutschen Huronen willen geschehen, die es auf ihren Streifzügen mit den Grenzen nicht sehr genau nahmen, und mit denen die Römer ebensowenig fertig werden konnten, als die Juden mit ihren Erbfeinden, den Philistern."

„Meine jungen Freunde würden aber die Überreste dieser römischen Landmarkung doch nicht allein und ohne Hilfe finden, obgleich ich soeben ihren Anfang und ihre Fortsetzung ganz genau und ihr Ende nach der größten Wahrscheinlichkeit angegeben habe. Denn wer von einer Teufelsmauer hört, in dessen Kopfe reiht sich jene große und lange des Kaisers Schi=ho=ang=ti in China daran, welche über Ströme springt und sich über Berge legt. Bei einem Römerwerk denkt man gern an Pantheon und Colosseum, an Amphitheater und Aquädukte, und dieser Gedanke giebt dem Blick eine so hohe Richtung, daß man hundertmal über die Reste der alten Mauer gehen, ja stolpern würde, ohne nur zu ahnen, daß Römerhand den Stein des Anstoßes in den Weg gelegt hätte."

„Was man Teufelsmauer nennt, muß erst gesucht werden, wie Ackerbeet und Furche, die lange brach gelegen und nun ein Standort für Schwarzdorn= und Hagebutten=Sträuche geworden sind. Die römische Schutzwehr ist an ihrer Grundfläche nirgends über zehn Fuß breit und ihrer Höhe nach bleibt sie meistens unter drei Fuß. Sie wird dadurch noch unscheinbarer, daß die Zeit den Rücken des Werkes sattelförmig gedrückt und dann mit Rasen, Moos und Hecken überzogen hat, wie den Boden daneben. Streckenweise verschwindet sie spurlos unter diesem Überzuge oder

ist von Pflug und Wagenrad ganz geschleift und niedergedrückt worden. Sie besteht auch nicht aus Quadersteinen, wie z. B. der gewaltige Römerturm auf dem Schloßberg in Pappenheim, sondern höchstens nur aus ordentlich übereinander gelegten Steinen, unbehauen und meistens klein, wie sie die nächste Nähe bot, und weder durch Mörtel noch ein anderes Zement untereinananader verbunden. Auch ist die Mauer nicht in den Boden eingelassen, sondern die untersten Steine liegen frei auf der Oberfläche der Erde, wie bei den Grabhügeln, die hin und wieder an ihrer Seite gefunden werden."

„Mit einem Worte, der Zug unserer alten Landmarkung ist so nieder- und zum Teil so auseinandergedrückt, daß schon einige Altertumsforscher meinten, sie hätten nicht eine Mark, sondern eine Römerstraße vor sich."

„Dennoch fallen ihre Überreste da und dort noch immer so in die Augen, daß die umwohnenden Landleute auch ohne Altertumsforscher und von selbst auf sie aufmerksam geworden sind und über ihre Entstehung nach und nach allerhand Sagen in Umlauf setzten."

„Ein Teil der Erzähler berichtet, der Pfahlrain sei ein Gürtel ohne Anfang und Ende, der um die ganze Erdkugel gelegt sei. Darauf müsse der ewige Jude, der dem Heiland auf seinem letzten Gange nach Golgatha einen Ruheplatz auf seiner Hausbank versagt habe, Tag und Nacht herumlaufen, und dies so lange, bis einmal ein achtzigjähriger Bauer mit seinem Pfluge über die Teufelsmauer fahre, der beim Pflügen nie die Geduld verloren und beim Ackern nie wider das dritte Gebot gesündigt habe. Andere dagegen sagen, er dürfe seinen rastlosen Kreislauf erst dann beschließen, wenn

ein Stück Leinwand über den Pfahlranken gebreitet würde, zu dem der Flachs von dem Acker in die Hechel und das Garn vom Rocken in den Webestuhl ohne ein einziges unnützes Wort gebracht worden sei."

„In einigen Gegenden herrscht eine andere Sage. Der Satan, heißt es, verlangte einmal seinen Anteil an der Erde, der ihm als einem so gewaltigen Fürsten gebühre. Es wurde ihm so viel zugestanden, als er mit einer Mauer umfassen würde, und zwar nachts von dem Augenblicke an, in welchem, soweit Wein und Bier geschenkt werde, der letzte Tropfen von dem Hahn am Fasse falle, bis zu dem ersten Hahnenschrei. Satanas mußte lange warten. Denn immer tropfte da und dort noch ein angezapftes Faß, wenn der Herr im Hühnerstall den nahen Morgen verkündigte. Endlich, als sich einmal eine Furcht vor dem jüngsten Tage über die Pfalz und ganz Franken gelegt hatte, geschah es, daß nachts um zwölf Uhr der letzte Tropfen vom Faß fiel, und zwar in dem Ratskeller zu Heilbronn am Neckar. Der Schall des fallenden Tropfen war noch nicht in dem großen Gewölbe verhallt, als Satanas schon sein Werk begann und seine Mauer tausendmal und aber tausendmal schneller zog, als ein müder Schreiber seine letzte Zeile mit Streusand bedeckt. Und schon war er von dem Neckar bis an die Donau gelangt, schon hoffte er, in einer Stunde um die ganze Erde zu kommen und dann den halben Erdkreis sein heißen zu können, als in Neustadt am jenseitigen Ufer der Hahn krähte. Einer seiner Jünger, der von dem Unternehmen des Meisters nichts ahnte und im Begriff war, einen Gang wider das achte Gebot zu machen, war an den Hühnerstall vorübergekommen und hatte den Hahn geweckt. Zornig

und ergrimmt über diese Unterbrechung stieß nun der Satan die neue Mauer da und dort mit den Füßen wieder auseinander, wie ein Schulknabe seine kleine chinesische Mauer, wenn er von dem Sandhaufen weg an das ABC=Buch gerufen wird."

„Doch ließ, wie die Geisterseher sagen, der Arge bisher seine Mauer nicht ganz unbenützt. Wenn es ihm in der heiligen Nacht sonst überall zu schwül und zu enge wird, schreitet er auf dem Pfahlranken verdrießlich und übler Laune auf und ab, bis die angezündeten Kerzen in den Stuben wieder ausgelöscht und die angestimmten Lieder in den Kirchen wieder verhallt sind. Seinen Zorn läßt er aber dann an den Dingen aus, welche ihm im Wege stehen."

Hier nahm der fremde Herr eine Prise aus der Dose des Schulmeisters, und dieser benützte die dadurch entstandene und herbeigeführte Pause und bemerkte: „Die eben berührte Sage ist besonders für die Bewohner derjenigen Häuser unangenehm, die hie und da auf dem Pfahlranken stehen, wie unter andern auch aus folgender Geschichte hervorgeht."

„In einem Dorfe nicht weit von der schwäbischen Rezat, durch welches sich die Teufelsmauer hindurchzieht, steht ein Bauernhof und von dem Bauernhofe unter anderm die Wohnstube mitten auf dem Pfahlrain. Dieses Anwesen wurde gegen das Ende des Erbfolgekriegs an den Meistbietenden verkauft und von Veit Aberdan und seinem Weibe ersteigert."

„Der Krieg war zwar nur in der Zeitung und in einigen Flüchtlingen und Ausreißern bis in diese Gegend gekommen; aber doch sah es in dem eben gekauften Hause,

in den Ställen und der Scheune aus, als hätten die Rotmäntel darin übernachtet. Das Wohnhaus absonderlich war unter den Häusern, was ein Wrack unter segelfertigen Schiffen ist. Das Strohdach sah aus, wie das ungekämmte Haupt eines alten Kosacken. War hie und da vor einem Fenster noch ein halber Laden, so hing er nur in einer Angel, das Bild eines verwaisten Gatten, der nicht mehr allein zurückbleiben, sondern je eher je lieber der vorangegangenen Hälfte folgen will. Der Backofen war eine eingesunkene Gruft, und der Fußboden in der Hausflur und Wohnstube ein Moorgrund, über welchen ausgetretene Trümmer von Brettern gelegt waren."

„Veit Aberdan hatte auch, genau genommen, nur die guten Grundstücke des Bauernhofs gekauft, und die Ruinen der dazugehörigen Gebäude bloß als Zugabe betrachtet. Diese sollten im nächstfolgenden Jahre vollends niedergerissen werden und neuen Bauten weichen. Bis dahin mußte man, so gut es gehen wollte, in der Baracke aushalten."

„Dies fiel der Bäuerin, die von Jugend auf Ordnung und Reinlichkeit gewohnt war, am schwersten. Ihre vier Knaben, von denen der älteste neun Jahre alt war, kümmerten sich so wenig darum, als junge Stare um den morschen und hohlen Stamm, in welchem ihre Kinderstube aufgeschlagen ist. Auch wußten sie nicht, was ihre Mutter schon am andern Tage nach ihrem Einzuge in die verstörte Stätte erfahren mußte."

„Ihre neue Nachbarin, mit der sie das erste Mal an der Gartenhecke zusammenkam, war eine gute Frau; nur war sie mit dem unglücklichen Triebe begabt, nichts in ihrem Herzen zu behalten, auch das nicht, was andern unange-

nehm und zu wissen weder nützlich noch nötig war. „Ja, ja," sagte sie nach ihrer Weise, „in einem solchen Loch wohnen, das ist nichts Kleines. Lieber in einem Stall. Und wenn's nur sicher wäre, dann sollte man gar nichts sagen und könnte noch zufrieden sein. Aber Euer Hof steht mitten auf dem Pfahl, und da zieht der Arge immer in der heiligen Nacht mitten durch Eure Stube, zum Fenster hinein und durch den Ofen hinaus. Denn der Rain ist sein Weg, den er sich selber gemacht hat, und den läßt er sich nicht verrammeln, durch den heiligen Römischen Kaiser nicht, geschweige denn durch einen Bauern. — Ja, so ist's, und nicht anders. Indes bei Eurem Vorgänger auf dem Gute ging's leicht vorüber. Der Alte war zwischen Licht niemals daheim, sondern trank im Wirtshaus seinen Branntwein und ließ den Argen unterdes daheim thun, was er wollte. Sein Weib aber ging zu mir herüber. Das Fenster ließ sie immer offen, und durch die weiten Sprünge in den Ofenkacheln konnte der Böse, ohne sich viel anzustrengen, wie der Halm durch den alten Gartenzaun. Ihr wißt ja, die ganzen Kacheln sind leicht zu zählen. Ein neuer Ofen wird Euch wohlthun."

„Aberdans Weib, die Hände in den Seitentaschen ihres Rockes, sank immer mehr in die Kniee und zitterte bei dieser nachbarlichen Mitteilung, wie die letzten gelben und braunen Eichenblätter an der Hecke daneben. Bitterlich weinend lief sie zu ihrem Manne zurück und erklärte geradezu und unverhohlen, in dem Teufelsnest bleibe sie keine Nacht mehr. Ihr Veit aber beruhigte sie wieder. „Grete," sagte er, „es ist nicht um immer und ewig, sondern nur um einen einzigen Winter zu thun, und jetzt leben wir schon mitten im November. Nächsten Sommer bekommst du ein ganz neues

Haus, und wenn der Grund dazu gegraben wird, lasse ich von dem Pfahlranken nicht einen Stein handgroß darin. Wie der alte Saufaus, unser Vorgänger, den heiligen Abend beging, da konnte der Arge ein und aus, wie er wollte. Das Jahr über lud er ihn ohnedies tausendmal ein. Denn er fluchte, wie ein Landsknecht. Da war's noch ein Wunder, daß der Böse nicht öfter einkehrte. Laß nur gut sein, Grete, wir wollen mit unsern Kindern den Christabend so feiern, daß Beelzebub vor unserem Fenster umwendet, wie vor einer Kapelle."

„Das Weib ließ sich wieder beschwichtigen, und der heilige Abend kam. Als es zu dämmern anfing, schloß Aberdan die Läden der Wohnstube. Sie hatte zwei Fenster, von denen nach der Anweisung der weisen Nachbarin das zunächst an der Hausthüre hätte offen bleiben sollen, damit der Fürst der Finsternis nicht notgedrungen wäre, es einzuschlagen. An die Läden lehnte Veit schwere Holzscheite, weil keine Haken mehr dawaren, an denen sie von innen hätten befestigt werden können. In der Stube sah es ganz freundlich aus. In der Ecke hinter dem großen Tische mit einer Platte von Birnbaumholz hing ein Kruzifix, und Palmzweige vom letzten Frühlinge staken dahinter. Ein Christbaum überschattete das Bild des Erlösers. Eine hell brennende Lampe beleuchtete diese Partie von unten. Im Ofen knisterte das Feuer und schimmerte durch die vielen Sprünge und Risse, deren die wohlmeinende Nachbarin gedacht hatte. Der Hausvater, sein Weib, das Gesinde und die größeren Kinder standen um den Tisch her und beteten zu dem Läuten der Abendglocke um so inbrünstiger, als sie sich mit Gebet gegen die Schrecken der Hölle waffnen wollten."

„Auf einmal wurde der eine Laden aufgerissen, der Fensterflügel, welcher dem Tische zunächst war, zertrümmert und die Lampe auf demselben ausgelöscht. Auf der entgegengesetzten Seite züngelten blaue Flammen durch die Sprünge des Ofens, und Rauch qualmte aus allen seinen Ritzen. Dies alles dauerte aber nicht länger, als der freundliche Leser Zeit braucht, es zu lesen. In der anderen Minute brannte das Feuer in dem Ofen wieder ruhig fort, der Qualm sammelte sich an der Stubendecke in eine Wolke und zog zum offenen Fenster hinaus, mit ihm die Rauchsäule, die von dem noch glimmenden Dochte der ausgeblasenen Lampe aufstieg."

„Länger währte es bei den armen Leuten, bis sie sich von dem großen Schrecken erholten. Der Hausherr war die erste Seele unter ihnen, die zu sich kam. Er nahm die glimmende Lampe vom Tische und zündete sie an dem Feuer im Ofen wieder an. Als er damit in die Stube zurückkehrte, starrten ihm die totenbleichen Gestalten seiner Leute entgegen, und eine andere Gestalt neigte sich durch das eingestoßene Fenster herein."

„Diese Gestalt war aber nichts anderes, als das große Scheit Föhrenholz, welches Aberdan von außen an die Läden gelehnt hatte. Einer von den heftigen Windstößen, die an jenem Abende hin und wieder gegen das Haus stießen, hatte den Doppelladen aufgerissen, das Scheit auf den einen Fensterflügel geworfen und die Lichter ausgeblasen, nachdem so der Paß frei geworden war. Der Luftzug, der durch den Unfall geweckt wurde, hatte das übrige gethan und, vom Schornstein herabkommend, den Rauch und die Flammen durch die zersprungenen Kacheln gedrückt."

„Der Hausvater überblickte und durchschaute dies alles, noch ehe er die Lampe wieder auf den Tisch stellte, und suchte seinen Leuten den Hergang der Sache zu erklären. Ein zweiter Windstoß, der den schwebenden Fensterladen noch einmal mit großer Gewalt zuwarf und die Lampe fast noch einmal ausblies, kam seiner Bemühung zu Hilfe und lieferte den unwiderleglichen Beweis zu seiner Erklärung. Aber dennoch schüttelte sein Weib ungläubig den Kopf, und seine Dienstboten entfernten sich eher als sonst in ihre Schlafkammer und mit dem Vorsatz im Herzen, sobald als möglich ein Haus zu verlassen, an das der Arge ein Recht hätte."

„Am Morgen darauf, als die Familie zum Frühstück um den Tisch versammelt war, gelang es dem Hausvater etwas mehr, seine Leute zu beruhigen. Er versprach ihnen, sie sollten den nächstkommenden heiligen Abend in einem neuen Hause feiern, und bei der Grundlegung werde er alles entfernen lassen, was noch von dem Heerwege des Argen unter ihren Füßen sein werde. Nur der Knecht schaute dabei unter sich und sagte zuletzt, er wolle doch lieber aus dem Dienst gehen. Aberdan ließ ihn in Frieden ziehen und nahm, weil er gerade keinen andern finden konnte, den Sohn des Schäfers zum Knecht."

„Im März darauf wurden Haus und Scheune niedergerissen. Man konnte, als der Schutt weggeräumt war, ganz deutlich bemerken, wie sich der Pfahlranken über den Platz hinzog, auf welchem die Wohnstube und der Stall gestanden waren. Um so eher war es möglich, ihn bis auf die letzten Spuren zu entfernen. Auch machte es nicht viele Arbeit, weil, wie wir wissen, die römische Landmarkung nur

aus Steinen besteht, die auf den Boden hingelegt oder nur hingeworfen waren.“

„Im Herbste konnte Aberdan sein neues Haus beziehen. Dasselbe war so heimlich und freundlich, daß seine Bewohner den heiligen Abend ziemlich ruhig erwarteten, und die Hausfrau Anstalten machte, ihren Kindern doppelt zu ersetzen, was ihnen durch die traurige Unterbrechung des vorigen Christabends entgangen war. Sie ließ es sogar geschehen, daß ein halber Laden offen blieb und daß durch die runden Fensterscheiben der Mond in die Stube hereinschaute und mit ihm die nächsten Sterne, die grade zur Weihnachtsfeier um ihn versammelt waren. Sonst war alles, wie das Jahr zuvor: das Krucifix in der Ecke, mit Palmzweigen geschmückt und von dem Christbaume überschattet, die Lampe auf dem Tische. In dem neuen, schön glasierten Ofen glühte ein Klotz und verbreitete eine mäßige Wärme.“

„Aber auf einmal that es wieder einen furchtbaren Schlag. Das Licht auf dem Tische erlosch. Der Ofen barst von oben bis unten, glühende Kohlen rollten über den Fußboden hin, zertrümmerte Fensterscheiben klirrten draußen auf dem Pflaster des Hofes, und die Milch rann aus der zerschlagenen Schüssel über den Tisch. Ihre fallenden Tropfen waren das einzige, was man in den nächsten Sekunden darauf in der Stube noch hören konnte. Die Leute wagten einige Sekunden lang nicht zu atmen. Am ersten regten sich die Knaben, fuhren hinter dem Tische hervor auf ihre Mutter zu und fingen an, laut zu heulen und zu jammern.“

„Ihr Vater blieb, wie vom Blitz getroffen, sprachlos und stumm. Er zündete mit dem Schwefelfaden, den er an eine der herumgestreuten Kohlen gehalten hatte, die

Lampe wieder an und erblickte nun, nicht wie das Jahr zuvor, bleiche Gesichter, sondern schwarze. Der Ruß, der sich den Spätherbst und Winter über von dem verbrannten Kienholz schon in dem Ofen gesammelt hatte, lag auf allen Gesichtern, und ein einstimmiger Schrei des Entsetzens erfüllte das Haus, als eins das andere so furchtbar entstellt sah. Der Knecht, der hinter dem Ofen sitzen geblieben war, sah noch am erträglichsten aus. Er allein hatte Geistesgegenwart genug, die glühenden Kohlen auf dem Boden auszutreten und den Fensterladen zu schließen; denn die eiskalte Dezemberluft strömte durch das zerschlagene Fenster herein und fing bereits an, die Blüten des Christbaums zu versengen. Doch auch seine Schöne war dahin, und der Ruß lag auf ihm, wie der Staub auf einer Distel am Heerwege."

„Nun wurde auch der Hausvater verwirrt und kleinmütig. Denn er mochte noch so viel darüber nachdenken, er konnte nicht auf den Grund dieser schreckensvollen Verwüstung schauen. — Der Schäfer, der Vater seines Knechts, hätte ihm den Vorhang, der da zwischen Ursache und Wirkung hing, leicht wegziehen können."

„Dieser Mann hatte bei dem Hüten der Schafe viel übrige Zeit, Pläne zu entwerfen, und aus dem bösen Schatz seines Herzens konnte er nichts Gutes hervorbringen. Unter anderm kam er auch auf den Gedanken, dem Bauern auf der Teufelsmauer sein Haus nach und nach zu verleiden und es dann selbst zu kaufen, wenn derselbe lieber einen Spottpreis nehmen, als noch länger darin wohnen wollte. Das Gebot: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, stand seinem schlafenden Gewissen nicht im Wege, und an seinem Sohne, der bei Aberdan diente, hatte er ein bereit-

williges und taugliches Werkzeug. Dieser Mensch, dem Judas Ischarioth ähnlich, nahm keinen Anstand, wider den seine Ferse aufzuheben, dessen Brot er aß; denn er hoffte, durch seinen Vater zu seiner Zeit in den Besitz des schönen Anwesens auf dem Pfahlranken zu kommen. Er bohrte einen Klotz, wie man ihn auf dem Lande abends in den Ofen zu legen pflegt, mit einem großen Bohrer an, füllte das Loch mit Schießpulver, schlug einen Pfropfen darauf und stellte ihn so lange in einen verborgenen Winkel, bis er ihn an jenem Christabend an den Ort seiner Bestimmung bringen konnte. Und was darauf erfolgte, weiß der freundliche Leser schon."

„Daß übrigens der Baum sogleich auf den ersten Hieb fallen und Veit Aberdan sogleich nach dem ersten Schrecken sein Anwesen zum Verkauf ausbieten würde, erwartete der wohlerfahrene Schäfer nicht. Er hielt sich daher zu einem zweiten Hieb bereit. Als ihm Veit im März darauf mit seinem Pfluge begegnete und seine Not klagte, war der Ehrenmann mit dem Krummstabe schon darauf gefaßt und bezeigte ihm sein herzliches Bedauern. Zugleich versprach er auch Abhilfe, wenn man anders sich ihm anvertrauen und alles thun wolle, was er anordnen werde. Die Hauptsache jedoch, die er zur ersten Bedingung machen müsse, sei die, daß man ihn nicht nötige, für seine guten Dienste etwas anzunehmen. Denn ein einziger Heller, den er vorher oder nachher dafür in seine Hand brächte, könnte ihm den Hals kosten."

„Veit Aberdan traute zwar dem Hirten nicht viel Gutes zu; die Uneigennützigkeit aber, die der Mann bei dieser Gelegenheit zeigte, machte ihn in seinem Mißtrauen irre und

bewog ihn, wenigstens mit seinem Weibe über das Anerbieten des Verschwörers zu reden. Denn diese war seit dem letzten Christabend sehr bekümmert, und ihrem Manne war jeder Hoffnungsstrahl willkommen, den er in ihre Seele fallen lassen konnte. Das Weib aber ergriff die angebotene Hilfe mit beiden Händen, und es wurde schon drei Vierteljahre vorher beschlossen, den Schäfer am nächstkommenden Christabend zu rufen und so gleichsam eine Besatzung gegen den bösen Feind in das Haus zu nehmen."

„Einige Tage vor Weihnachten ging Grete selbst zu dem Schäfer, um aus seinem Munde die Verhaltungsmaßregeln zu vernehmen. „Ihr habt dabei wenig zu thun," erwiderte der Schafhirte. „Gegen Abend laßt Ihr das Feuer im Ofen ausgehen und schürt dagegen ein anderes, und zwar ein kleines, auf dem Herde an. Aus dem Fenster löst der Bauer eine Scheibe und aus dem Ofen eine untere Kachel, und versteckt beide unter dem Bettstroh. Wenn es anfängt dunkel zu werden, versammelt sich alles in der Stube, vom Größten bis zum Kleinsten, vom Herrn bis zum Hund. Wenn ich aber komme und gehe, sagt niemand ein Wort. Das andere will ich schon machen. Fürchtet Euch nur nicht so arg, sondern seid unverzagt und getrost."

„Dies war aber nicht viel weniger, als hätte der Beschwörer zu der Bäuerin und ihren Leuten gesagt: Setzt euch an die offene Thüre; es ist zwar ein Löwe draußen, und er kann mit Gebrüll hereinbrechen, wann er will; aber seid nur getrost, ich will's ihm mit meinem Stecken da schon weisen."

„Die armen Leute dachten auch, solange sie lebten, an diesen Christabend. Mit anbrechender Dämmerung versam=

melten sie sich in der Stube. In derselben war es aber nicht freundlich, sondern unheimlich und schauerlich, wie in der Gruft einer ausgestorbenen Familie, um welche sich niemand mehr bekümmert. Die Läden waren geschlossen bis auf einen halben, Tische und Bänke, wohin man eine Hand legte, eiskalt; das Bild des Gekreuzigten war diesmal von keinem Christbaum überschattet, sondern in Finsternis gehüllt; die Öffnung im Ofen, durch welche der böse Feind seinen Weg nehmen sollte, wurde vom Herde aus beleuchtet, wie eine Kluft, in deren Tiefe es brennt. Am besten war der jüngste Knabe daran. Er legte sich in die Arme seiner Mutter und schlief, gegen die kalte Nachtluft in ihre Schürze gehüllt, bald ein. Der nächstälteste, welcher schon ahnte, daß man auf etwas Besonderes warte, quälte seinen Vater mit Fragen, die man ihm nicht beantworten konnte. Die zwei ältesten vergingen fast vor Angst, und in den Mienen der Dienstboten teilte sich die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und der Verdruß, in einem Dienste zu sein, in welchem solche Dinge zu überstehen waren. Selbst dem Haushunde war das ungewohnte Schweigen und Herumsitzen der Leute auffallend; er ging mit gesenktem Wedel von dem einen zum andern, bis er sich, von seinem Herrn mit einem unsanften Stoß zurechtgewiesen, unter die Bank verkroch. Das Herz des Hausvaters erfüllten Vorwürfe des Gewissens über die Zuflucht, die er zu seinem Beschwörer genommen hatte, statt sich auf den Allmächtigen allein zu verlassen. Durch seine Seele gingen Gedanken über die unerklärliche Weise, wie ihm sein sonst so schönes Besitztum verkümmert wurde, schmerzliches Mitleid mit Weib und Kindern und die Aussicht, jeden kommenden Christabend so

peinlich verleben, oder seinem Anwesen den Rücken wenden zu müssen."

„Dazu ließ der Schäfer lange auf sich warten. Es schlug auf dem nahen Kirchturme sechs Uhr, und er war noch nicht da. Darüber blieb die Stubenuhr stehen, entweder weil sie abgelaufen war oder weil das Öl in dem Räderwerk derselben vor Kälte gestand. Aber die Bäuerin und ihre Mägde dachten nicht an diese natürlichen Ursachen, sondern schrieben das Stehenbleiben der Nähe des bösen Geistes zu und den unsichtbaren Vorboten, welche ihm vorausgingen."

„Endlich knarrte die Hofthüre, und der Erwartete im Hut mit herabgeschlagenen Krempen und im Mantel kam. „Er kommt!" rief der Knecht, der zunächst am Fenster saß, und sein Wort zuckte wie ein elektrischer Schlag durch die Herzen der andern. Sein Vater trat, als die Erschrockenen wieder den ersten Odemzug thaten, in die Stube, winkte den Sohn von seinem Platze hinweg und setzte sich an das Fenster, aus dem die Scheibe gelöst war. Er wartete auf etwas, wie ein Jäger auf dem Anstand. Dies konnte man selbst in der großen Dunkelheit an der Richtung seines Kopfes merken. Endlich mit dem siebenten Stundenschlage sprang er plötzlich auf, ein Stoß an das Fenster folgte darauf, ein schnaubendes Wesen fuhr durch die Stube und verschwand durch die Öffnung im Ofen. Zugleich entfernte sich der Beschwörer auf dem Wege, den er hereingekommen war. Aber sein unheimliches Kommen und Gehen ließen in der armen Familie, besonders in den Seelen des Bauern und seines Weibes, eine äußerst beklemmende Stimmung zurück."

„Der Christabend war wieder verdorben, und die Aussicht auf den nächsten vergällte auch die Tage des folgenden

Jahres. Der Segen Gottes, welcher sichtbarlich in den Ställen und auf dem Felde Aberdans waltete, konnte ihm den zerstörten Hausfrieden nicht ersetzen und die Furchen nicht ausfüllen, welche der Schmerz und der Kummer in seine sonst so glatte und heitere Stirne gezogen hatten."

„So neigte sich wieder ein Jahr seinem Ende entgegen. Der Christabend stand wieder vor der Thüre, der Schäfer wurde wieder zu Hilfe gerufen, und die peinlichen Stunden sollten sich wiederholen. Tief bekümmert darüber wurde es dem Bauern in seinem Hause zu enge und schwül. Er fuhr darum noch am Morgen vor dem heiligen Abend aus, um in dem Walde, der zu seinem Gute gehörte, Holz zu holen. Dazu nahm er seinen ältesten Knaben mit, weil sein Knecht, der Sohn des Schäfers, in der Hütte seines Vaters am Nervenfieber krank lag."

„Auf dem Wege in den Wald kam Veit Aberdan auch über die Heerstraße zwischen Nürnberg und Augsburg und fand da einen fremden Mann in mittleren Jahren, welcher gut gekleidet, stark und kräftig aussehend, aber halb erstarrt und dem völligen Erfrieren ganz nahe war. Müdigkeit und Schlummer hatten ihn, wie er nachher erzählte, plötzlich überfallen und mitten auf den Weg hingestreckt."

„Als ihn der Bauer liegen sah, sprang er sogleich von seinem Wagen und sagte zu dem Knaben: „Christoph, ich meine, es wird der Mutter lieber sein und dem Herrn auch, wir bringen heute einen kranken Menschen unter Dach, als eine Fuhre Holz. In unsern Wald ist es noch eine halbe Stunde, und bis wir hin und wieder her fahren, ist der Mensch vollends erfroren. Halt' du die Gäule, ich will ihn aufladen." Und so half er dem fremden Manne auf sei-

nen Wagen, wickelte ihn in seinen Mantel und fuhr mit ihm, so schnell es in dem tiefen Schnee gehen wollte, nachhause zurück."

„Grete nahm den unerwarteten Gast aus christlicher Liebe freundlich auf, pflegte seiner auf das beste und freute sich, durch ihn an diesem bangen Tage gleichsam die Besatzung ihres Hauses wider den bösen Feind verstärkt zu sehen. Selbst als er sich nach einer Stunde vollkommen erholt hatte und seinen Wanderstab weitersetzen wollte, mußte er versprechen, das Weihnachtsfest auf dem Bauernhofe zu feiern. Denn er war ein verabschiedeter Soldat und wußte nicht allein den Kindern viele schöne Dinge zu erzählen, sondern hörte auch der Bäuerin mit der größten Aufmerksamkeit und Teilnahme zu, als sie ihm die Störung ihres Hausfriedens durch den unsaubern Geist ausführlich erzählte."

„Mehrere Minuten lang ging er darauf in der Stube, stumm und in tiefes Nachdenken verloren, auf und ab und sagte dann: „Liebe Leute, ich meine euch helfen zu können, wenn ihr mir euer Vertrauen schenken wollt." Erstaunt über dies ganz unerwartete Anerbieten schauten der Bauer und sein Weib dem Fremdling in das Gesicht. Sie konnten darin nichts als Mut, Ehrlichkeit und Klugheit lesen und erwiderten: „Ja, in Gottes Namen, wir wollen Euch trauen." „Nun," fuhr der Fremdling fort, „das ist die Hauptsache. Sonst habt ihr nichts nötig, als niemandem zu sagen, daß ich in eurem Hause bin, mir einen festen Sack und eure Küche zu übergeben und das übrige gehen zu lassen, wie es im vorigen Jahre gegangen ist. Befolgt alles auf das genaueste, was euch der Wundermann anbe-

fohlen hat, damit er alles in Ordnung finde, wenn er kommt. Will man einen so alten Fuchs fangen, so darf man von der Falle keinen Nagel blicken lassen."

„Der Hausherr befolgte auch den Rat seines Gastes. Er löste die Scheibe aus dem Fenster; er nahm die Kachel aus dem Ofen; er schloß die Läden bis auf einen halben und versammelte dann sein ganzes Haus mit dem sinkenden Abend in der Stube, den Knecht ausgenommen; denn der lag, wie schon gesagt, krank zuhause und phantasierte in seinem Nervenfieber von dem Bauernhof auf dem Pfahlranken, wo er zwischen der Heuernte und dem Weizenschnitt Hochzeit halten werde. Der Gast begab sich mit seinem Sack in die Küche und schürte das Feuer auf dem Herde. Die Bäuerin aber hatte ihm einen Krug mit Bier in das Aschenloch gestellt. So ging alles, wie im vorigen Jahre. Nur die Angst und die bange Erwartung waren nicht halb so groß. Denn Aberdan samt Weib und Magd setzten ihr ganzes Vertrauen in einige aufklärende Winke, die der muntere und gescheite Gast hatte fallen lassen; und die älteren Knaben verließen sich auf seinen großen Schnurrbart und seine blitzenden Augen. „Glaub mir nur," sagte Christoph zu seinem Bruder Johann, „dieser Mann, der schon die größten Franzosen gefangen genommen hat, der wird auch über ein Ding Herr werden, welches durch dieses kleine Loch hereinkommt. Du wirst es sehen." „Ich sollt' auch meinen," erwiderte der andere leise, „daß ein Mann, der schon weit weg im Krieg gewesen ist, mehr kann als unser Schäfer."

„Und die Knaben hatten recht. Der Schäfer kam, setzte sich an das Fenster, blieb, bis er sein Gaukelspiel getrieben hatte, und wollte dann wieder davonschleichen, wie ein

Fuchs aus dem Hühnerstall. Aber unter der Stubenthüre schon kam ihm Aberdans Gast mit einem Sack in der linken Hand entgegen, packte ihn mit der rechten bei der Schulter und drückte ihn auf die Bank neben dem Tische nieder. „Du Hexenbanner," rief er mit donnernder Stimme dazu, „wenn du mir nicht augenblicklich sagst, was ich in meinem Sack da habe, so dreh' ich dir den Hals um."

„Es ist mein Kater," antwortete der Schäfer. „Du hast recht geantwortet, du Galgenstrick," fuhr der verabschiedete Dragoner fort. „Du hast den Teufel, womit du diesen armen Leuten ihr Haus abdringen wolltest, selbst mitgebracht, und den wirklichen hast du in deinem Herzen. Sind dir deine gesunden Glieder lieb, so mache, daß du augenblicklich aus dem Staube kommst!"

„Der entlarvte Betrüger ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern eilte, was er konnte, davon. Sein Kater, den der Kriegsknecht aus dem Sack durch das Fenster entließ, lief mit seinem Herrn um die Wette. Aberdan und seine Leute waren von dem Augenblick an vollkommen beruhigt und dankten Gott mit Herz und Mund dafür. Ihr Engel, wie sie in ihrer Dankbarkeit den hilfreichen Gast nannten, blieb noch bis über den dritten Weihnachtsfeiertag und kehrte dann, von seinem Hauswirte reichlich beschenkt, in seine Heimat zurück, wo er noch eine Mutter hatte."

Damit schloß der Schulmeister von Graben seine Erzählung, und alle, namentlich die Lateiner, hatten ihm ein aufmerksames Ohr geschenkt. Nur die fremde Dame hatte, während er erzählte, viele Thränen vergossen, obgleich in der vorgetragenen Geschichte kein Grund dazu lag. Ihr Gatte, der ihre Thränen bemerkte und zugleich wahrnahm,

daß sie dem lateinischen Schulmann auffielen, sagte daher nach einer kleinen Pause: „Meine Gattin beweint noch unsern Sohn, unser einziges Kind. Vor acht Tagen wurde seine irdische Hülle auf dem Johannis-Kirchhof beigesetzt. Diesen Herbst sollte er in die Klasse übertreten, der ich als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg vorstehe."

Bei dieser Eröffnung erhoben sich die zwei Schulmänner von Graben und Pappenheim eilfertig, wie Kriegsmänner, die durch einen unerwarteten Trompetenstoß vom Wachtfeuer aufgerufen werden, und bezeigten dem durch seine Gelehrsamkeit berühmten und allgemein bekannten Manne ihre Verehrung. Er genehmigte dieselbe mit dankendem Händedruck, zog seine Herren Kollegen auf ihre Sitze zur Rechten und Linken zurück und fuhr in seinem väterlichen Schmerze also fort:

„Ja, mein Fritz war ein Sohn, ich kann es nun auch als sein Vater sagen, wie es wenige giebt. Er verursachte mir keine der Unannehmlichkeiten, welche der Unterricht eigener Söhne sonst mit sich führt. Ruhe und Stille waren sein Element, die Studierstube seine Welt. Gottesfurcht, Demut und Dienstfertigkeit bildeten die Hauptzüge seines Charakters. Er konnte schon die Freude über eine neue Erscheinung in der gelehrten Welt mit mir teilen; denn er hatte bereits die Vorhöfe der Wissenschaft hinter sich. Nach allem aber, was ich in dieser Stunde von ihm sah und hörte, ist Ihr lieber Seyfried da das Ebenbild meines teuren Verstorbenen in Gestalt, in Stimme und in dem Geist, der aus seinem ganzen Thun und Lassen spricht. Durch diesen Ihren Schüler wurde meine Gattin an ihren bittern Verlust so lebhaft erinnert."

„Und wie mich," unterbrach die fremde Dame ihren Eheherrn, „diese große Ähnlichkeit an meinen Verlust erinnert, so tröstet sie mich auch. Das empfinde ich schon in diesen wenigen Augenblicken, und ich würde dem verehrten Herrn Kollegen meines Mannes sehr verbunden sein, wenn er seinem Zöglinge erlauben würde, die begonnenen Hundstagsferien bei uns in Nürnberg zuzubringen. Die Tinte in dem Schreibzeug meines Sohnes ist noch nicht vertrocknet, seine Feder liegt noch, wie er sie aus der Hand gelegt hat, sein Stuhl steht noch, wie er ihn rückte, als er aufstand, um mir zu klagen, daß er mit Kopfweh heimgesucht sei. — Lieber Seyfried, wolltest du nicht wenigstens einige Wochen in diesem Stüblein zubringen, daß es mir wieder freundlich würde, und daß darin wieder eine Seele waltete, die ich, wie meinen guten Fritz, fragen könnte, wie es ihr gehe?"

Der Angeredete und sein Pflegevater, beide mit Thränen in den Augen, wollten auf diese bewegliche Frage zugleich antworten. Aber ein vorlauter Lateiner, der von jeher der Plagegeist seines zerstreuten Mitschülers gewesen war, kam ihnen zuvor und rief: „O, gnädige Madame, den können Sie mit Haut und Haaren haben! Eine Waare, welche Apotheker, Krämer und Metzger nicht umsonst mögen, ist immer feil!"

Rektor Wolle gab dem vorlauten Schüler mit Würde eine hinter die Ohren und setzte dann dem hochgeehrtesten Kollegen und dessen Gattin die Verhältnisse seines Pflegesohnes des weiteren auseinander. „Wenn Sie sich," schloß er, „des Waisenknaben erbarmen und ihm den Platz Ihres seligen Sohnes nur zum geringsten Teil in Ihrem Herzen

und Hause einräumen wollten, so würde der Herr durch Sie ein Gebet erhören, das ich erst diesen Morgen mit meinem Seyfried an seine große Barmherzigkeit richtete."

„Darf ich ihn also ganz und gar hinnehmen?" fragte der fremde Herr, in den Sinn seines Kollegen eingehend, und fuhr, nachdem dieser mit einer tiefen Verneigung geantwortet hatte, fort: „So folge uns denn, mein Sohn. Ich fordere von dir bloß Liebe zu Gott, Liebe zu mir und deiner zweiten Mutter und Liebe zur Wissenschaft."

Seyfried wollte, als er seine Hände in die ausgestreckten seiner Pflegeeltern legte, etwas zum Dank sagen, aber er rief statt dessen mit halb erstickter Stimme: „Herr, ich bin viel zu geringe aller der Treue und Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte gethan hast!"

Das übrige kann sich der freundliche Leser, der bis hierher dem Erzähler langmütig und geduldig gefolgt ist, selbst dazudenken. Denn daß die Nürnberger sich mit nach Pappenheim begaben, dort einige Tage verweilten und dann mit ihrem glücklichen Pflegesohn in ihre Heimat zurückkehrten, versteht sich von selbst. Da ihre starken Rosse ausgeruht hatten und das Wetter gut war, so legten sie den Weg nach Nürnberg in drei Tagen zurück. Denn damals war die jetzige Heerstraße noch nicht gebaut, und man hatte noch mit Fels, Sand und Sumpf auf eine Weise zu kämpfen, von der wir jetzt keinen Begriff mehr haben.

Der Stricker.

Als einmal der Erzähler sehen wollte, ob alle Wasser bergab liefen, kam er auch an die Donau nach Ingolstadt und blieb bei seinen Gefreundten und Verwandten, bis daß er umkehrte und wieder hinging, woher er gekommen war.

Da geschah es eines Tages, daß der Vetter am Rathause zu dem Fremdling aus dem Altmühlthal sagte: „In der Stadt haben wir nun alles besehen, den Schimmel des Schwedenkönigs und des Doktors Eck Gedächtnistafel in dem Münster. Jetzt wollen wir noch ein wenig vor das Thor hinausgehen und die Felsen in Augenschein nehmen, die von Menschenhänden gemacht und nicht allenthalben zu sehen sind wie die Sperlinge auf den Dächern."

„Wie Ihr wollt, Herr Vetter, und es Euch beliebt," antwortete der Erzähler und ging mit ihm zum Thore hinaus und auf den alten Wällen an der Stadtmauer hinab bis in die große Bastei am Ufer der Donau. An den Rand derselben trat der Vetter vorsichtig und behutsam und sprach zu dem Erzähler: „Da schauet hinab." Und als dieser es that, sah er gewaltig große Mauerbrocken in der Donau liegen. Denn die Franzosen hatten die Bastei mit Pulver gesprengt, um sie offen zu finden, wenn sie wiederkämen; und was dem Pulver nachgeben mußte, fiel in mächtigen Stücken hinab in das Wasser und bildet nun am Fuß der Ruine einen Damm wider die reißenden Fluten der Donau, — wie die Tapfern in der Schlacht, die mit ihren Todes-

wunden nicht weiter gehen können, sondern zu den Füßen ihrer überlebenden Brüder hinsinken und mit ihren Leibern zum Wall um sie her werden.

„Und diese Trümmer," fuhr der Vetter fort, als er mit Vergnügen mein Staunen in meinem Antlitz las, diese Trümmer sind nur von Backsteinen und Mörtel, und die Donau schäumt vor Wut über diese Klumpen, die in ihr Bett gefallen sind; aber sie liegen schon jahrelang auf einer Seite und weichen nicht und lösen sich nicht auf. Eine Mauer aus unserer Zeit, in einen solchen Strom gelegt, würde zerfallen und zerfließen, wie ein Brocken Zucker in einer Kaffeeschale. Da sehe nur ein Mensch meine Gartenwand! Der Verwurf hat sich schon im zweiten Jahre empfohlen, und die nackten Backsteine schiefern sich nun in der Nässe wie die Haut des Syrers Naemann, nachdem er sich zum siebentenmal in dem Jordan getauft hatte."

Dies und noch anderes mehr, was unseren Zeitgenossen mit der Kelle und am Brennofen nicht zur Ehre gereicht, bemerkte der Vetter auf dem Rückwege von der Bastei. Auf einmal aber blieb er stehen und setzte hinzu: „Seht, lieber Freund, der Mann dort, der mit einem roten und mit einem blauen Strumpfe an die Stadtmauer gemalt ist, wo würde der sein, wenn die alten Maurer und Ziegelbrenner solche Zuckerbäcker gewesen wären wie die neuen? Seines Namens Gedächtnis wäre nicht geblieben, so wenig als der Verwurf an meiner Gartenwand, der von elf Uhr bis Mittag gehalten hat. Nun aber sind diese Strümpfe noch so gut konserviert, als wären sie erst von der Nadel gekommen."

Der Vetter deutete mit diesen Worten auf eine Stelle der Stadtmauer, an der ein ziemlich verwischtes Bild zu

sehen war. Es stellte einen Mann vor, der mit auf den Rücken gebundenen Händen und mit einem Strick um den Hals an einem Balken hing. Der Meister, der ihn malte, schien auf die Strümpfe seines Verewigten, von denen der eine blau und der andere rot war, am meisten Fleiß und Farbe verwendet zu haben. Wenigstens hoben sie sich unter den andern Kleidungsstücken des abgebildeten Übelthäters ebenso hervor, wie Josephs buntes Kleid unter den schafbraunen und wetterfarbigen Röcken seiner Brüder.

Der freundliche Leser kann sich aber leicht denken, daß der Erzähler geringeren Anteil an dem gerechten Zorn des Vetters über die Maurer und Ziegelstreicher nahm, als an dem Bilde, und daher das Gespräch auf den roten und blauen Strumpf daran zu lenken suchte. Der Vetter, der die Zeitung zum Frühstück und die Stadtchronik vor dem Schlafengehen las, ließ sich auch sogleich herbei; und dem Erzähler ist es nun ungemein lieb, daß er wiedergeben kann, was er damals von dem alten Freund empfangen hat. Denn es ist nicht zu erwarten, daß bei der neuen Wiederbefestigung von Ingolstadt das Bild verschont blieb, ohne daß jemand vor dem Abbruch der alten Stadtmauer eine getreue Kopie davon genommen hat. Mit dem Bilde aber würde zugleich das Andenken an einen Mann verschwunden sein, der nun außer dem kleinen und engen Kreise der Stadtchronik durch die Mitteilung des Vetters in einem größeren und weiteren fortleben wird.

„Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts," begann der alte Freund, indem er mit dem Erzähler auf dem Walle weiter ging, „starb dahier der Webermeister Zacharias Sondermann. Seine Schulden und seine zwei Söhne,

Matthias und Daniel, überlebten ihn. Der Schuldherr griff, um sich wenigstens größtenteils bezahlt zu machen, nach dem Hause des Verstorbenen und nach dem wenigen, was noch darin war. Die zwei Söhne reichten einander die Hand zum Abschied und gingen, der eine zum Münchner und der andere zum Eichstädter Thor hinaus. Und als sie fort waren, hörte man nichts mehr von ihnen und fragte so wenig nach den Abwesenden, als unter Hunderten nach zwei Schwalben, die im Herbst fortgehen und im Frühjahr darauf nicht wiederkommen.

Sie waren von ihren Landsleuten ganz und gar vergessen, als Daniel, der jüngere Bruder, in seine Heimat zurückkehrte. Er erschien mit einem beladenen Eselein an dem jenseitigen Ufer der Donau, wartete, bis noch mehrere Pilger von der Straße gegen Mittag dazukamen, und ließ sich dann mit ihnen auf der Fähre in seine Vaterstadt übersetzen. Sein Lasttier verkaufte er in der Herberge und die zwei kleinen, schweren Kisten, die es auf seinem magern Rücken über Berg und Thal getragen hatte, schaffte er in das Stüblein, das er sich in einem abgelegenen Hause gemietet hatte. In den Kisten waren die hundert und aber hundert Teile eines Strumpfwirkerstuhls, den er sich in Venedig mit seinem ersparten Geld kaufte und von da unter vielen Fährlichkeiten und Beschwerden in seine Heimat rettete. Von einem Schreiner ließ er sich das Gestelle dazu machen, setzte die Maschine zusammen und glaubte nun alles zu haben, was ein Stiller im Lande zu seinem verborgenen Leben bedarf.

In die enge Gasse, zu der sein Haus gehörte, kam so wenig ein rasselnder Wagen als in den Seitenkanal zu Ve=

nedig, an welchem er fünfzehn Jahre lang kein Rad und keinen Hufschlag mehr gehört hatte. Selbst klirrende Sporen und Waffen streiften fast eben so selten durch seine Freistätte, als Kometen über die Bahnen unserer Wandelsterne. Seinem Fenster gegenüber stand kein Haus, und der begegnende Blick eines Nachbars konnte ihn also nicht stören, wenn er in seinen Feierstunden über die Stadtmauer hinweg und in das weite Donauthal hineinschaute. Saß er im Winter an seinem Stuhl, so hatte er zur Linken die Morgensonne und zur Rechten den großen irdenen Ofen, den er selbst und so vorsichtig heizte, als wäre die Wärme nicht für ihn, sondern für die zartesten Gewächse aus einem Tropenland bestimmt. Eine alte Frau, welche nebst andern Waren seine Strümpfe und Mützen in einer kleinen Bretterbude auf dem Münsterplatz verkaufte, kam abends, wann sie ihren Laden geschlossen hatte, in seine Wohnung und brachte ihm den Erlös aus seinen Fabrikaten teils in barem Gelde, teils in gesponnener Wolle und teils in Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Sein Wasser schöpfte er sich selbst aus einem Ziehbrunnen, der sich unten in der finsteren Hausflur befand, was in den Häusern alter Städte keine Seltenheit ist.

Dies war die Wohnung, welche sich das außerordentlich nervenschwache, schüchterne und menschenscheue Männlein wählte, und in der es so ungestört leben zu können glaubte, wie der Prophet in der Dachkammer der reichen Frau zu Sunem. — Einen besondern Wert hatte sie für den Stricker, wie ihn die Ingolstädter nannten, noch dadurch, daß sie in dem Hause war, das seinem Vater gehörte, und das der Schuldherr nach dessen Tode als Unterpfand an sich gezogen hatte. Der Stricker versprach dem damaligen Be-

sitzer, nach und nach den Verlust zu ersetzen, den er durch seinen Vater erlitten hatte. In seinem Herzen aber hegte er daneben die süße Hoffnung, zu seiner Zeit das ganze Haus einlösen zu können, nachdem er den Flecken einer unbezahlten Schuld in dem Andenken seines Vaters getilgt hätte. Denn was er für seine Person brauchte, war sehr wenig, und seine Strümpfe und Mützen wurden ihm sehr gut bezahlt, teils wegen der schönen Farben, die er ihnen zu geben wußte, und teils wegen der Zotteln darin, die für die Leute an der Donau eine noch ganz neue Erfindung, alten und gichtbrüchigen Personen aber im Sommer und Winter angenehm waren.

Aber so gut auch der Stricker seine Wohnung ausgesucht zu haben glaubte, so ging es ihm doch wie dem Finken, der in der ersten Frühlingswonne sein Nest in die Ulme baute, in der er geboren worden war, und dann erst bemerkte, daß er den Baum mit zwei Elstern teilte, von denen gerade so viel Ruhe und Frieden zu erwarten war, als Redlichkeit, Stille und Verträglichkeit mitten in einer Kolonie von Saatkrähen.

Ein Stockwerk unter dem Stricker wohnte nämlich mit seiner Schwester Prisca der Baccalaureus Fabian Duft. Und dieser konnte seine Mitgeschöpfe so wenig in Ruhe lassen, als ein Floh seine Stubengenossen. Wo er eingelassen wurde, durchsuchte er alles, wie ein Laxativ das untere Stockwerk des Leibes. Überall klopfte er neugierig an wie der Specht an faulen Bäumen, in alles steckte er seine Nase wie Schnepfen, wenn sie wurmen, und alles wirrte er durcheinander, den Mäusen gleich, die ihre Wirtschaft in den Garnen des lässigen Webers aufschlagen. — Am füglichsten

wäre er zu den Korrecturen in einer Buchdruckerei zu verwenden gewesen. Denn wo es galt, Fehler und Mängel zu finden, hatte er ein Falkenauge, und er wußte kein größeres Vergnügen, als den Punkt zu verbessern, der nicht vollkommen rund aus der Presse gekommen war. Er arbeitete auch einmal in einer Offizin und verdiente sich viel Geld; weil er sich aber nicht damit begnügte, die Druckfehler anzustreichen, sondern auch hie und da, was seines Amtes nicht war, ärgerliche Bemerkungen in die Manuskripte der Autoren machte, klagten diese, und der Buchdrucker gab ihm Feierabend; denn er hatte sich überzeugt, daß die Katze eher das Mausen als der Baccalaureus seine Randglossen meiden würde.

Nicht minder wäre Herr Fabian Duft der Mann gewesen, die jungen Käterchen der Fee Fanferlüsch zu erziehen. Denn niemand verstand die Kunst, mit der einen Pfote zu streicheln und mit der andern zu krallen, besser denn er. Aber die Fee hatte sich vor dem Dreißigjährigen Krieg an der Donau hinab in ein Damenstift geflüchtet; und so verwendete er sein pädagogisches Pfund auf etliche Buben und erwirkte sich ein Patent zur Errichtung einer Winkelschule. Auf einem Katheder hätte er noch ins Größere damit wuchern können. Aber aus Ursachen, die nicht bekannt sind, wollte ihm der Sprung von der Stufe eines Baccalaureus zum Doktorgrad nicht gelingen, ein Umstand, der ihm alle Leute verhaßt machte, die ihr Brett durchschnitten hatten.

Mit diesem Manne also wohnte der Stricker unter einem und demselben Dache, kannte ihn aber nach seinem Charakter ebensowenig, als Robinsons Freitag das sprudelnde Wasser, in das er seine Hand steckte.

Kaum hatte jedoch seine venetianische Maschine die ersten drei Schnarrer gethan, so verließ Herr Fabian unter ihm seine Schüler, schlich die Stiege hinauf und horchte nach seiner neuen; verbesserten Methode, d. h. er streifte sein dickes Haar zurück, nahm sein äußeres Ohr zwischen den Zeigefinger und Daumen und hielt es so an die Stubenthüre. Auf diesem Wege konnte kein Ton aus dem Stüblein kommen, ohne in diesen vorgehaltenen Trichter zu fallen. Für jeden Fall stand er aber auf dem einen Fuße sprungfertig. Allein trotz dieser unverbesserlichen Horchmethode war diesmal weiter nichts zu hören, als das sonderbare Schnarren und ein Morgenlied, das der Stricker, wie das Heimchen seine Melodien, mit einer außerordentlich weichen und sanften Stimme sang. Von Vers zu Vers wiederholten sich darin die Worte: "Buono pastore, Gesu Christo, morto per la salute degli homini," das ist verdolmetscht: „Guter Hirte, JEsu Christe, gestorben zur Erlösung der Menschen."

Herr Fabian schlich also die Stiege wieder so leise hinunter, als er heraufgekommen war; aber nicht weiter als bis auf die unterste Stufe. Da kehrte er um, trat fest auf wie ein Briefträger, der das Recht dazu hat, und kam so von neuem die Treppe hinauf und in die Stube des Strickers. Der wollte sich von seinem Stuhl erheben, aber der Baccalaureus nötigte ihn, sitzen zu bleiben und fortzuarbeiten, mit einer zwingenden Höflichkeit, der nicht zu widerstehen war. Denn er wollte nicht sehen, wie der Stricker, sondern wie seine Maschine ging. Weit entfernt jedoch, über dieses Meisterstück menschlicher Erfindungskraft zu erstaunen, wußte er sogleich dieses und jenes daran auszu=

setzen und zu tadeln. Ja, er versprach seinem Hausgenossen, über Nacht die Sache in weitere Überlegung zu ziehen und ihm morgenden Tages einen Plan vorzulegen, wie an dem Stuhl wenigstens sechshundert Teile erspart werden könnten. Er habe seine Erfahrungen in der Mechanik schon an der Stadtuhr versuchen wollen, man schenke ihm aber das nötige Zutrauen nicht.

Der nervenschwache Stricker, der schon über das ungeschlachte Umherlangen und Rütteln des Baccalaureus in der Maschine erschrocken war, entsetzte sich über die Ankündigung seines Hausgenossen noch mehr und wollte dagegen protestieren. Aber so wenig als seine zuckenden Gesichtsmuskeln, so wenig gehorchten ihm auch seine Sprachorgane, und Herr Fabian war schon wieder zum Tempel hinaus, bis er endlich herausbrachte: „Ge — ge — geben Sie sich keine Mühe." Und die ganze darauf folgende Nacht konnte er nicht schlafen. Denn bei dem kleinsten Geräusch, das er unter sich hörte, fürchtete er, Herr Duft arbeite schon mit Lineal und Zirkel, seinen Verbesserungsplan zu entwerfen, und werde in aller Frühe wieder erscheinen und mit der nämlichen unwiderstehlichen Artigkeit, mit der er ihn auf dem Stuhle festgehalten habe, die Maschine auseinander reißen. Er fiel aus einem Angstschweiß in den andern; und obgleich nach Sonnenaufgang die Lerchen jenseits der Stadtmauer so herrliche Maienlieder sangen, er konnte diesmal nicht einstimmen und singen: "O buono pastore, Gesu Christo, morto per la salute degli homini!"

Der Baccalaureus aber hatte indes sein Vorhaben aufgegeben, die Maschine zu vereinfachen. Er wollte seinem Hausgenossen einen anderen Plan vorlegen.

Zu den mancherlei Liebhabereien des Schulmannes gehörte nämlich auch die, andere Leute so viel als möglich für sich arbeiten zu lassen, zu schneiden, wo er nicht gesäet, und zu sammeln, wo er nicht gestreut hatte. Darum lag ihm der Gedanke ganz nahe, es möchte nicht übel sein, wenn er mit dem Vermögen seiner Schwester mehrere Stühle bauen ließe, während sein Hausgenosse etliche junge Leute im Strumpfwirken unterrichtete. Wären diese Stühle einmal im Gange, so dürften sie einträglicher sein, als ebensoviele Mahlgänge der besten Mühle, und er könnte nach und nach ein zweiter Fugger werden, ohne dabei mehr zu thun, als für sich arbeiten zu lassen. Daß der Stricker in diesen Plan eingehen werde, hoffte er zuversichtlich. Einen Widerstand seitens seines Hausgenossen konnte er sich gar nicht möglich denken. Denn da sein Kopf dicker und sein Rücken zweimal breiter war, glaubte er mit dem mageren, kleinen, zitternden, furchtsamen und stotternden Männlein anfangen zu können, was er nur wollte. Er erwartete in dieser unansehnlichen Figur so wenig einen eigenen Willen, als ein Mägdlein in seiner Gliederpuppe, wenn es dieselbe nimmt und auf das Sofa in der Puppenstube setzt.

In dieser zuversichtlichen Voraussetzung überließ der Baccalaureus seine versammelten Schüler wieder dem wechselseitigen Unterricht, den er zur größeren Bequemlichkeit in seiner Schule eingeführt hatte, begab sich zu seinem Hausgenossen hinauf und sagte: „Meister Sondermann, bei weiterem Nachdenken habe ich gefunden, daß Sein Stuhl unverbesserlich ist, und mich entschlossen, mir ganz nach dem Seinigen zehn oder zwölf andere bauen zu lassen. Da es aber hier an Leuten gebricht, welche mit dem Strumpfwir-

ken umgehen können, so will ich meiner Schule sozusagen nebenbei eine gewerbliche Richtung geben und Ihn, Meister Sondermann, gleichsam als Fach- und Nebenlehrer annehmen. Es wird Ihm ein Leichtes sein, zwölf meiner kräftigsten Buben auf Seinem Stuhl zu unterweisen. Seine Mühe aber, die er damit hat, wird sich zu seiner Zeit von selbst belohnen. Denn ich will Ihn in der Strumpfmanufaktur, welche ich zu errichten willens bin, als Werkmeister anstellen."

So sprach Herr Fabian Duft mit ungemeiner Freundlichkeit und in der sicheren Voraussetzung, sein Hausgenosse werde vor Freude über diesen Vorschlag außer sich kommen. Und der Stricker kam wirklich außer sich, aber nicht vor Freude, sondern vor Angst und Entsetzen über die Hand, die so frech in seine Freistätte hereinlangte und sein Schifflein aus der stillen, heimlichen Bucht wieder auf das offene Meer hinausziehen wollte. Seine Maschine war sein größter Schatz und ihm doppelt teuer, nachdem er sie aus dem betäubenden Getümmel der Manufaktur zu Venedig unter tausend Ängsten und Beschwerden in die Stille gerettet hatte, die ihm fast so unentbehrlich geworden war wie dem Fisch sein Wasser. — Und nun sollte er sie zuerst Buben preisgeben, welche in ihren Zwischenviertelstunden fast den Erdboden durchstampften und einander die Haare bündelweise ausrauften, und dann wieder in den Lärm einer großen Werkstätte zurückkehren. — Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Seine Gesichtsmuskeln fingen an zu zucken, und seine Knie zitterten, bis er endlich nach manchem vergeblichen Anlauf herausbrachte: „Mi—mi-—mit Gunst, Herr Baccalor, da—da—das kann nicht sein!"

Diese abschlägige Antwort kam zwar dem Schulmanne unerwartet, aber er verbarg seinen Verdruß und zog sich wieder die Stiege hinunter, nachdem er bemerkt hatte, er habe ohnedies wegen seiner Schule jetzt nicht Zeit, sich länger aufzuhalten, und werde ein anderes Mal sich die Freiheit nehmen, mit Meister Sondermann weiter über die Sache zu reden. Denn er war nicht der Mann, der nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuche eine Belagerung aufgab. In einem solchen Falle pflegte er um so eifriger einen zweiten Anlauf vorzubereiten oder eine andere Mine zu graben.

Bei der weiteren Verfolgung des Plans warf er seine Augen auf seine Schwester. Sie konnte ja die Frau des Strickers werden und ihn entweder unter ihr eisernes Joch, oder gar unter die Erde bringen. War eins von beidem geschehen, so stand nichts mehr im Wege; Meister Sondermann mußte dann mit sich und seinem Stuhle anfangen lassen, was man wollte.

Als daher einmal der Stricker bemüht war, ein Feuer auf seinem Herd anzuschüren, und dabei teils über das feuchte Holz seufzte, teils über den Rauch, der seine empfindlichen Augen verletzte, trat der Baccalaureus mit den Mienen und Gebärden des herzlichsten Mitleids zu ihm in die Küche und bedauerte seinen Hausherrn, auf dem die Last nicht allein des Geschäfts, sondern auch des Hauswesens liege. Auch bemerkte er, wie er sich seine Lage durch eine Gehilfin, die um ihn sei, um vieles erleichtern könne, und brachte zuletzt geradezu seine Schwester in Vorschlag. Denn er meinte, der Stricker sei viel zu schwach und verzagt, als daß er ohne Hilfe auf Freiersfüße treten könne.

Aber die angebotene Jungfrau hatte eine etwas starke

und so eigentümliche Stimme, daß nicht selten Gläser in ihrer Nähe zersprangen. Und auf die reizbaren Nerven ihres Hausgenossen wirkte sie fast, wie in jenem bekannten Experiment die Ausflüsse einer Voltaschen Säule auf die Muskeln des toten Frosches. Er mußte, obgleich durch eine dicke Stubendecke von ihr getrennt, manchmal zur Baumwolle seine Zuflucht nehmen, wie, aber freilich in einem ganz gegenteiligen Fall, der schlaue Ulysses zum Wachs. Wie sollte er es erst aushalten, wenn auch diese Scheidewand zwischen ihm und ihr gefallen wäre, und sie als Hausfrau das Recht hatte, vom Morgen bis zum späten Abend oder in außerordentlichen Fällen bis in die Nacht hinein ihm alle ihre Gedanken vorzutragen? Dieser Gedanke überwältigte das nervenschwache Männlein und regte ihn so auf, daß er wieder in Zuckungen verfiel und unter krampfhaften Zusammenziehungen seiner Sprachorgane erwiderte: „Mi—mi—mit Gunst, Herr Ba—Ba—Baccalor, da—da—das kann nimmermehr sein.“

Diesen zweiten Korb behielt Herr Fabian Duft nicht für sich allein, sondern fand es für gut, ihn mit seiner Schwester zu teilen. Zu diesem Ende erzählte er ihr unter anderem: „Ein Blutegel, den man mit Salz bestreut, kann sich nicht schlimmer gebärden als der Stricker, da ich ihm sagte, es sei vielleicht möglich, daß du nicht abgeneigt wärest, seine Gehilfin zu werden. Hätte ich ein Dutzend Holzäpfel und noch einmal soviel unzeitige Pflaumen in meiner Hand gehabt und von ihm verlangt, er solle dreimal in jedes Stück beißen, er hätte seinen Mund nicht mehr verziehen können als bei deinem ehrlichen Namen. Ja, Schwester, ich sage dir, die Miene der Kinder der Propheten war nicht bitterer,

als sie bei ihrem Koloquintengemüse riefen: O, Mann Gottes, der Tod im Topf!"

Auf diese Nachricht wendete nun auch die ehr- und tugendsame Prisca ihr Angesicht von dem Stricker und beschloß mit ihrem Bruder, demselben das Leben so sauer zu machen, daß er sein elterliches Nest gerne wieder verlasse und lieber noch einmal nach Venedig wandere, als darin bleibe. Denn ein solcher dummer und grober Mensch, meinten sie, sei nicht wert, mit ihnen unter einem Dache zu wohnen. Die Mittel aber, deren sich die zwei Verbündeten bedienten, um ihren Zweck zu erreichen, waren ebenso einfacher als wirksamer Natur. Die Schwester erhielt von Stund an fast unausgesetzt auf ihrem Küchenheerde glühende Kohlen. Darauf warf sie bald Hornspäne, bald Knochen, bald Kühhaare, bald Abfälle von Roßhufen, bald feuchte Loh- und Torfballen und bildete dadurch Rauchsäulen, die sich aber nach der Beschaffenheit des Hauses nicht zum Kamine hinauszogen, sondern in dem Stockwerk ihres Hausgenossen auseinander fielen und denselben fast erstickten. Der Bruder dagegen wählte unter seinen Schulknaben einen der stärksten Schreier und ließ ihn bei offener Stubenthüre stundenlang und fort und fort in einem Tone lesen. Für noch wirksamer hielt er es, den Buben in ganz regelmäßigen Zwischenräumen aufhören und wieder anfangen zu lassen, so daß der Stricker von fünf zu fünf Minuten berechnen konnte, wann die Tortur wieder anheben werde, gleich dem Verbrecher auf der Folterbank, der sehen kann, wie an dem Gefäß über ihm der eiskalte Wassertropfen ganz regelmäßig wächst, dann wankt und dann auf seine Brust herabfällt.

Weder die Augen noch die Nerven des Strickers konn-

ten diese Quälerei lange aushalten. Er beschloß daher, seinen Lieblingsplan, die andere Hälfte seiner Tage in dem väterlichen Hause zuzubringen, aufzugeben und sich in einem anderen Winkel der Stadt eine Wohnung zu mieten. Seine Hausgenossen um Schonung zu bitten, dazu war er nicht beherzt genug; auch war er in seiner Einfalt weit entfernt zu glauben, daß das Schreien und Rauchen nur in der Bosheit und Rachsucht der Hausleute seinen Grund habe und daher auch unterbleiben könne, wenn man nur wolle.

In der nämlichen Nacht aber, in der er diesen Entschluß faßte, sprach auch der Baccalaureus auf seinem Nachtlager zu sich selbst: „Lange wird der Stricker nicht mehr aushalten; denn er gebärdet sich schon wie der Marder, dem der Jäger das Quartier in dem hohlen Birnbaum voll Rauch macht, während die Bauern rings umher ihre Sensen und Halbmesser wetzen und ihm damit den bittersten und empfindlichsten Ohrenschmaus bereiten. Aber was nützt es dir, wenn du den Stricker austreibst wie einen Marder? Er nimmt seine Maschine mit, und du hast dann gar keine Gelegenheit mehr, ihrer auf die eine oder andere Weise habhaft zu werden. Bleibt er aber, so kannst du den Schlüssel zu seiner Stube benützen und ganz gemächlich ein Modell zu einem anderen nach seinem Stuhl entwerfen. Besser wir begnadigen ihn und lassen ihn bis auf weiteres schnappen."

Den Inhalt dieses Selbstgesprächs teilte er beim Frühstück seiner Schwester Prisca mit, und erhielt ihre vollkommene Zustimmung, weil sie auf der einen Seite eben so gut spekulieren konnte als er, und auf der andern noch immer einige Hoffnung hegte, die Hand des Strickers davonzutragen. Als derselbe daher noch am Morgen, also zu einer

ganz ungewöhnlichen Zeit, und in seinem Sonntagsrock die Stiege herabkam, traten ihm seine Hausleute aus ihrer Stube entgegen und fragten ihn — denn im Fragen waren sie nicht blöde, — was für außerordentliche Geschäfte den Meister Sondermann schon so frühe aus seinem Hause riefen. Unter vielem Stottern teilte er ihnen den Grund mit und wollte nun weiter gehen. Aber der Baccalaureus hielt ihn beim Arme und sagte: „Nein, einen solchen wackern Hausgenossen lassen wir nicht geradenwegs ziehen. Ach, hätten wir es nur gewußt, daß Ihm der Rauch und das betonte Lesen so beschwerlich fielen, so wäre beides schon längst unterblieben. Meine Schwester kann künftig die alten Gold- und Silber-Borten wo anders ausbrennen, und ich will sehen, wo ich für die Folge meine Leseübungen anstelle. Meister Sondermann soll von Stund an in seinem Stüblein so unbelästigt sein, wie ein Sperling im Turmknopf.

Herr Fabian und seine Schwester hielten aus dem uns bekannten Grunde auch Wort, und der Stricker war wieder, wie man zu sagen pflegt, in seinem Elysium. Am Morgen sang er sein: ‘‘Buono pastore Gesu Christo, morto per la salute degli homini.’’ Jeden Abend ging er regelmäßig in die Vesper, welche in dem Münster gehalten wurde, einen Tag wie den andern, bei gutem und schlechtem Wetter.

Dieses Stündlein benützte denn auch der Baccalaureus redlich. Er sperrte mit einem Schlüssel, den er dem Stricker bei dessen Einzug in das Haus für unvorherzusehende Fälle nicht abgeliefert hatte, das Stüblein und begann die einzelnen Teile der Maschine und ihre Verbindung untereinander zu messen und zu zeichnen. So hoffte er, mit der Zeit seinen Lieblingsplan auszuführen und eine Strumpfmanu-

faktur zu errichten, worin, wie schon gesagt, Menschen und Stühle gerade so für ihn arbeiten sollten, wie die Wasserräder und Mahlgänge der Schiffsmühle auf der Donau für ihren Besitzer.

Darüber wurde Tilly, der alte Feldhauptmann des Kurfürsten von Baiern, am Lech überwunden, und an Leib und Seele geschlagen, nach Ingolstadt gebracht. Eine feindliche Kugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert, und in dem Hause des Bürgermeisters sollte nun der alte Korporal, wie ihn der Schwedenkönig wegen seiner Strenge und Pünktlichkeit nannte, entweder Heilung oder den Tod finden. Die katholische Christenheit wünschte das erstere, er selbst machte sich auf seinen letzten Feind gefaßt und bestellte nach seiner Weise das Haus. Dazu brauchte er in geistlicher Beziehung einen Beichtiger, in weltlicher aber einen Menschen, dem er diktieren konnte. Denn auf sein Lager hingestreckt, vermochte er die Feder nicht mehr zu führen. Seinen alten Schreiber hatte er in der Kanzlei des Kurfürsten zurückgelassen und benutzte statt dessen unseren Baccalaureus, der in dem Hause des Bürgermeisters Unterricht erteilte und von demselben dem General empfohlen wurde. Und wer in jenen Tagen den Herrn Fabian Duft wandeln sah oder reden hörte, wurde lebhaft erinnert an den Agagiter Haman, von dem es Esther am dritten heißt: „Nach diesen Geschichten machte der König Ahasverus Haman groß und erhöhete ihn und setzte seinen Stuhl über alle Fürsten, die bei ihm waren; und alle Knechte des Königs, die im Thore des Königs waren, beugten die Kniee und beteten Haman an.“

Der Schwedenkönig ließ indes auch nicht lange auf sich warten, sondern rückte mit seinem ganzen Heere vor Ingol=

stadt. Er wollte aber damit nicht verfahren, wie Tilly mit Magdeburg, sondern es bloß nehmen und dann behalten, wie er es schon mit Augsburg gemacht hatte und demnächst mit Regensburg noch zu machen gedachte. Deswegen richtete er auch seine Feuerschlünde nicht gegen die Häuser der Stadt und ihre Bewohner, sondern eröffnete nur Laufgräben und suchte Wall und Mauer durch seine Minen über den Haufen zu werfen. Zufällig, oder von jemand belehrt, richtete er alle seine Anstrengungen gerade auf den schwächsten Teil der Festungswerke, und namentlich auf den Punkt der Mauer hin, wo das Haus lag, in welchem der Gricker wohnte.

Tilly aber, so sehr ihn seine zerschmetterten Knochen schmerzten, ließ sich von seinen Adjutanten über alle Bewegungen und Angriffe des Schwedenkönigs Bericht erstatten. Dies geschah öfters in der Gegenwart des Baccalaureus, der eines Nachmittags diese gute Gelegenheit benutzte, seinem Hausgenossen einen Dienst zu erweisen.

Als nämlich der Offizier seinen Bericht erstattet hatte und wieder in das Vorzimmer zurückgekehrt war, sagte der verwundete General vor sich hin: „Sonderbar, daß sich der Feind gerade auf diese Seite der Stadt geworfen hat und alle seine Minen auf diesen Punkt der Mauer richtet. Er muß jemanden in der Stadt haben, mit dem er durch verabredete Zeichen korrespondiert."

Der Baccalaureus nahm diese Worte, als wären sie an ihn gerichtet, und antwortete, indem er sich von seinem Schreibpult zu dem General wendete: „Wenn Euer Excellenz es nicht ungnädig vermerken, so will ich hierüber meine unmaßgebliche Meinung unterthänigst vorlegen. In dem Hause, das gerade hinter dem bedroheten Punkt der Stadt-

mauer steht, und in welchem meine geringe Wenigkeit wohnt, wohnt auch, und zwar über mir, ein Strumpfwirker. Es ist ein sehr stiller, ruhiger und ganz für sich lebender Mensch, der noch kein Kind beleidigt hat, und wenn ich der Mann dazu wäre, wollte ich für ihn gut stehen; denn er ist gewiß, wenn ich mich vor den Ohren Eurer Excellenz so ausdrücken darf,ein Israelit, in dem kein Falsch ist. — Vor einem Jahre ungefähr ist er, man weiß nicht woher, in unsere Stadt gekommen und hat sich in meinem abgelegenen Hause eingemietet, weil er, wie er sich ausdrückte, die Verborgenheit liebe. Jeden Abend besucht er die Vesper im Münster, nimmt aber, wie jeder Mensch seine Eigenheit hat, nie einen Tropfen Weihwasser. Auch hat er es bisher noch unterlassen, in eine Messe zu gehen. — Der begeht nun, daß ich es doch sagen muß, die Unvorsichtigkeit und hängt seine gefärbten Strümpfe zum Dachladen hinaus, der über die Stadtmauer hinwegsieht. Ich machte ihn schon darauf aufmerksam, wie gefährlich das sei, und wie leicht Freund oder Feind dies als ein verabredetes Signal ansehen könnte. Aber er merkte so wenig darauf, als der Schwedenkönig es thun würde, wenn ihm Eure Excellenz einen guten Rat zukommen ließen. — Heute hat er sonderbarer Weise, aber gewiß ohne alle böse Absicht, dafür möchte ich gut stehen, einen blauen und einen roten Strumpf draußen hängen. Es wäre wohl der Mühe wert, daß Eure Hochgräfliche Excellenz selbst ihm diese Unvorsichtigkeit untersagten."

Tilly hörte dem Baccalaureus aufmerksam zu und entließ ihn dann für diesen Tag. Der Entlassene ging heim. Es war gerade die Stunde, die der Stricker in der Kirche zuzubringen pflegte. Also begab er sich in das Stüblein

desselben, setzte sich an den Stuhl und fuhr fort, die einzelnen Teile der Maschine und ihre Verbindung untereinander auf das genaueste und aufmerksamste abzuzeichnen.

Kaum aber hatte er den verwundeten General verlassen, so erschien wieder ein Offizier an dem Schmerzenslager desselben und berichtete, der Schwedenkönig habe sich vor einer Viertelstunde beim Rekognoszieren näher als jemals an die Stadt gewagt, sei aber so empfangen worden, daß eine Kugel sein Pferd und eine andere seinen nächsten Begleiter niedergeworfen habe.

Bei dieser Nachricht zuckte ein Schimmer von Freude über das schreckliche Antlitz des alten Feldherrn, und in einer Anwandlung von seiner alten sarkastischen Laune sagte er: „Wir wollen es doch dem Schneekönig etwas bequemer machen, damit er nicht mehr so nahe heranzukommen braucht. Er möchte sich doch am Ende noch seine große Nase an unserem Feuer verbrennen. — Ruft die Ordonnanz."

Die Ordonnanz, ein Kürassierwachtmeister, erschien und erhielt von dem General den Befehl: „Matthes, nimm sechs Mann zu dir, und gehe hin in das Haus des Strickers. Der Hausknecht des Bürgermeisters wird Euch begleiten, so weit es nötig ist. Aus dem Bodenladen wird ein roter und ein blauer Strumpf hängen. Die nehmt Ihr, zieht sie dem Stricker an, und hängt ihn damit über die Stadtmauer hinaus, dem Bodenladen gerade gegenüber. In einer Viertelstunde erwarte ich Antwort."

Der Wachtmeister that, wie ihm befohlen ward. Der Baccalaureus, der vielleicht mehr als gewöhnlich in seine Arbeit vertieft war, wurde erst auf die klirrenden Sporen und Säbel aufmerksam, als die Kürassiere schon die obere

Stiege hinauf gingen. Er kam daher mit allen Zeichen der unerwarteten Überraschung im Gesicht nicht weiter, als bis an die Thüre des Strickers. Da ergriff ihn der Wachtmeister und schob ihn in die Stube zurück. Ein Kürassier holte die zwei Strümpfe vom Boden herab; die andern banden ihm indes die Hände auf den Rücken und legten einen Knebel in seinen Mund, weil er nach dem ersten Schrecken heftig zu schreien und zu protestieren anfing. Dann zogen sie ihm die zwei Strümpfe an und die Halsbinde ab, schleppten ihn auf die Stadtmauer und hängten ihn hinaus, ohne Umstände und weitere Zeremonien, wie einen Rock, den man lüften will.

Der unthätigste unter den Kürassieren war dabei der Wachtmeister, wider seine Gewohnheit, die Befehle seines Generals mit blindem Gehorsam und wie eine in Gang gebrachte Maschine zu vollziehen. Und das war kein Wunder.

Er war nämlich Matthias, der ältere Bruder des Strickers, der nach dem Tode seines Vaters, des alten Sondermann, zu dem Eichstädter Thore hinaus und unter die Soldaten gegangen war. Schon als der Hausknecht des Bürgermeisters ihm die Wohnung des Strickers von weitem zeigte, erkannte er darin das Haus seines Vaters; und als er über die Schwelle desselben trat, erwachten in seiner Seele so manche Erinnerungen aus seiner Jugend. In dem Stüblein des Strickers hatte seine gute Großmutter ihre letzten und er bei ihr seine ersten Jahre verlebt. Er vergaß sich darüber und konnte sich nicht enthalten, mitten darin stehen zu bleiben und alle vier Wände ringsum zu beschauen, indes seine Kürassiere dem Baccalaureus das Ende des Haman bereiteten. Fast war es bei ihm zu einer Rührung

gekommen, die man in solchen eisernen Kriegsmännern nicht sucht, als sein Daniel, aus der Messe kommend, in das Zimmer trat. Die Brüder erkannten sich im ersten Augenblick, und die zwei Hände, die sich vor sechzehn Jahren in diesem Stüblein auseinander gethan hatten, legten sich hier wieder ineinander. Aber nicht lange.

Der Wachtmeister durchblickte mit der Besonnenheit, die er sich in so vielen Augenblicken, wo es Leben oder Tod galt, zu eigen gemacht hatte, sogleich die bedenkliche Lage seines Bruders und sagte dann nach etlichen Aufklärungen, die dieser mit vieler Mühe hervorstotterte: „Daniel, thue nur, als wäre gar nichts vorgefallen; für das Übrige wird Gott sorgen.“ Dann drückte er dem Bruder noch einmal die Hand und eilte zu seinen Leuten hinab, die sich am Fuß der Stadtmauer schon wieder aufgestellt hatten.

In den nächsten drei oder vier Tagen war in und um Ingolstadt ein solches Durcheinander, daß sich niemand um einen Gehenkten mehr oder weniger bekümmerte. Tilly starb noch in der nämlichen Nacht und trat vielleicht zugleich mit der Seele des Baccalaureus vor Gottes Richterstuhl. Der Kurfürst befolgte den Rat des Verstorbenen, brach sein Lager ab und zog sich an der Donau hinab nach Regensburg. Der Schwedenkönig ließ auf der anderen Seite der Stadt zum Aufbruch blasen und ergoß sich mit seinen Scharen über die vom Krieg noch unberührten Länder seines Feindes.

Als Tilly den Befehl zur Hinrichtung des Strickers ertheilte, war der Wachtmeister Matthes der einzige Zeuge. Bei dem Vollzug desselben waren wohl außer der Schwester des Hingerichteten noch einige Leute gegenwärtig; aber man kannte den Charakter des Baccalaureus und fand es sehr

möglich, daß er sich durch irgend eine Spioniererei oder durch irgend einen Diebsgriff in geheime Papiere die plötzliche Ungnade des Generals zugezogen habe.

Nach etlichen Wochen hätte wahrscheinlich kein Hahn mehr nach ihm gekräht. Die Ingolstädter aber wollten außer dem toten Schimmel des Schwedenkönigs noch ein Andenken an seine feindliche Anwesenheit haben und ließen den gehenkten Mann, der gerade keine angesehenen Verwandten in der Stadt hatte, an die Mauer malen. Die verschiedenfarbigen Strümpfe, die der Baccalaureus am Strick über seine schwarzen anhatte, und die allmählich verklingende Geschichte mögen die Veranlassung gewesen sein, daß man das Bild nach und nach den Stricker nannte.

Die Schwester des Baccalaureus, der es in dem leeren Elsternest ihres Bruders unheimlich geworden war, kaufte sich mit ihrem Vermögen in ein Kloster, soll aber darin mit ihren Schwestern einen zweiten dreißigjährigen Krieg begonnen haben, der erst mit ihrem Tode endete.

Dem Stricker dagegen war es, er wußte selbst nicht warum, in seines Vaters Hause von nun an desto heimlicher, und er kaufte es nach etlichen Jahren ganz. Sein Bruder wurde in der Schlacht bei Nördlingen verwundet und kehrte aus dem Feldspital mit einem lahmen Arm zu seinem Bruder zurück. Oft dankte er dem gerechten Richter im Himmel dafür, daß er nicht seinen eigenen Bruder über die Stadtmauer hinaushängen mußte, sondern nur zwei Strümpfe desselben, die beim Färben das erste Mal mißraten waren und deswegen nach der zweiten Taufe zum Trocknen noch einmal in die Sonne gethan werden mußten."

So berichtete der Vetter am Rathause dem Erzähler

auf dem Gange von der Bastei bis zu dem neuen Friedhofe, in welchem damals so viele Rosen blühten.

Der Erzähler aber dachte an David, welcher schreibt: „HErr, hadere mit meinen Haderern, streite wider meine Streiter. Ergreife Schild und Waffen, und mache dich auf, mir zu helfen. Zücke den Spieß, und verrenne den Weg vor meinen Verfolgern. Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hilfe. Es müssen sich schämen und gehöhnet werden, die nach meiner Seele stehen; es müssen zurückkehren und zu schanden werden, die mir übel wollen. Sie müssen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des Herrn stoße sie weg. Ihr Weg müsse schlüpfrig und finster werden, und der Engel des Herrn verfolge sie. Denn sie haben mir ohne Ursache gestellet ihre Netze zum Verderben und haben ohne Ursache meiner Seele Gruben zugerichtet. Einen solchen müsse Verstörung überfallen unversehens, und sein Netz, das er gestellet hat, müsse ihn fangen, und er müsse jählings hineinstürzen. Aber meine Seele müsse sich freuen des Herrn und fröhlich sein über seine Hilfe. Alle meine Gebeine müssen sagen: Herr, wer ist dir gleich? der du den Elenden errettest von dem, der ihm zu stark ist, und den Elenden und Armen von seinen Räubern. Es treten frevele Zeugen auf, sie zeihen mich, des ich mir nicht bewußt bin. Laß sich nicht über mich freuen, die mir unbillig feind sind. Denn sie trachten nach Unfrieden und suchen falsche Sachen wider die Stillen im Lande. Du siehest es, Herr, schweige nicht; Herr, sei nicht ferne von mir! — Und meine Zunge soll reden von deiner Gerechtigkeit und dich täglich preisen."

Wessen Licht brennt länger?

Mitten im Böhmerwald, wo unter dem Moos die Gebeine vieler Erschlagenen ruhen, denen keine Glocke zu Grabe geläutet hat, steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem Deutschen Reiche und dem Lande der Hussiten. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die auf den südwestlichen Ebenen des Reichs nicht finden, da sie ruhen könnten. Zum Dank dafür speisen sie seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stand vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Weidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre, Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd. Er kam aber nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber als die Spindel. Dann war Belial Hauspatron in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fässern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die

Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht.

Auf der hohen Rüster neben dem Schlosse hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Kumpane zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Wenn der Tag graute, kam die alte Schaffnerin, die Zecher auszutreiben aus ihrem Elysium. War dieses vermittelst des Besens geschehen, dann rauschten die Vorstwische über die Tapeten, dann fegten die Bürsten und klirrten die Gläser und schnatterten die Mägde, bis das Waldhorn wieder die Schlafenden in dem untersten und obersten Stockwerk weckte. Ein Sonntag aber stand in dem Kalender des Freiherrn nicht. Das Weidhaus hatte auch keine Kapelle, wie andere christliche Schlösser, keinen Altar und kein Meßbuch, und der Kaplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und erforschte die Tiefe der Becher.

In der Hütte am See war es anders. Wenn im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer am Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Atmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied meckerten die Geisen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts Besseres zu thun hatten.

Auf das Schloß ging der Fischer nicht gern. Denn er war einer von den Böhmischen Brüdern, die damals wegen ihrer Verborgenheit und Zurückgezogenheit auch Grubenheimer genannt wurden; die Narrenteidinge, welche er im Weidhause hören mußte, waren ihm so zuwider, wie dem Ackergaul die schwirrenden Bremsen. Es dünkte ihm zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm noch andere Töne, nämlich den Baß in der Höllenmusik, ohne daß man sagen konnte, sie kämen daher oder dorther.

Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauftragen half, nahm er nie in das Weidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz," dachte der fromme Mann, „tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest."

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer. Sie legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand und sprach zu ihm: „Toni, gehe eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen, denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebissen." Der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken, vor dem der große und kleine Regen zusammenkommen, um miteinander den weiten Umweg in die Donau zu machen.

Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die

Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thales. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen, weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein und sagte: „Toni, die zündest du heute abend dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier teilst du mit deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Weidhause fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage."

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf ging, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Met. Die brachte er seinem Vater. Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Ton, steckte die bunten Kerzen hinein und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle miteinander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, solange sie stand. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er sie, und sein Vater las dabei die ersten zwei Kapitel des Evangelisten Lukas. Danach genossen sie mit Danksagung den Met und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubessern oder auch zu stricken pflegte, saß ein Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur denn

wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl selbst nicht. Denn wenn in der Hütte auch einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schlosse widerstrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken. Denn auf dem Herde in der Küche lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat.“

Dieweil wurde es dem Beelzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Kripplein und goldene Engel und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirtsstube, so war's darin so öde und wüste, daß Käuzlein und Huhu hätten einkehren mögen. Darüber wurde er nach und nach

so unwirsch, daß er sich auf den Rücken eines Nachtwindes setzte und sich von demselben, ohne einmal abzusteigen, an Regenstauf, Cham und Viechtach vorüber, das Thal hinauftragen ließ. Denn er wollte in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Weidhaus erblickte, da änderte er seinen Vorsatz und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so war sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich.“ Wiederum trotzig geworden, nachdem er kurz vorher zwischen den Eulenflügeln des Nachtwindes gesessen war, verzagt wie ein Huhu im Schnee, wollte er auch an dem Engel in der Fischerhütte nicht geradezu vorübergehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?“ Der Engel des Herrn erwiderte sanft: „Der Ewige weiß es,“ und setzte seine Hut wieder fort. Denn die heiligen Engel reden selbst mit dem Teufel mildiglich, es sei denn, daß sie, wie Michael und seine Streitgenossen, von ihrem Meister den Befehl erhalten, den großen Drachen, die alte Schlange, zu zausen und auszuwerfen.

Im Weidhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist von dem Glühwein, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Näpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie den Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreise umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit

unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See, und von der Dienerschaft dachte niemand daran.

Was im Schlosse diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller; er lief fast durch das ganze Schloß hin, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt. Der alte Schlemmer hätte schon längst wissen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niederes Pförtlein gelangen konnte. Eine bessere Gelegenheit, den geheimnisvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüsselbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe. Deswegen füllte er aus einem angezapften Fasse einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korbe des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große, blaue Flamme das weite Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darin aufeinander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Holunderröhre hinein und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes, körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem Dreißig=

jährigen Kriege her ein Vorrat von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte. Staunend glotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werk ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schlosse von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren, fliegenden Trümmer des Schlosses von der Hütte abzuwehren und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja hätte er nicht seine Fittige ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben.

Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre und sahen noch die turmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schlosse standen noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien von hinten her der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, alles war totenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Wasserhuhn im Schilf-

rohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Weidhauses. Aber obgleich noch alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewissenshalber nichts angerührt — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohl versehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der älteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schlosse finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unser in deinem Gebet."

Mit Schaufel und Hand suchte nun zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal, oder eine silberne Schüssel oder des etwas aus der Tiefe des Wassers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen der eine rotwangiger war und munterer, als der andere.

Da wurde erfüllt das Wort der Schrift: „Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen werden. Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine Übrigen werden im Tode begraben werden,

und seine Witwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammenbringet, wie Erde, und sammelt Kleider, wie Leimen, so wird er's wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen, und das Geld wird der Unschuldige austeilen. Er bauet sein Haus, wie eine Spinne, und wie der Hüter einen Schauer macht. Der Reiche, wenn er sich legt, wird er's nicht mitraffen; er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Wasser, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahinfähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben. Er wird solches über ihn führen und wird seiner nicht schonen; es wird ihm alles aus seinen Händen entfliehen. Man wird über ihn mit den Händen klappen und über ihn zischen, da er gewesen ist." Hiob 27, 13—25.

Zwei Weissagungen.

Die erste derselben ist sehr merkwürdig, und man sagt, daß ihr Wahrheit zu Grunde liege:

Als vor vielen Jahren in einem vornehmen Hause Polens viele Herren der besten Gesellschaft sich bei Tanz und Spiel belustigten, trat ohne vorherige Anmeldung eine Zigeunerin in den buntbelebten Kreis und bot der Gesellschaft ihre Weissagungen an. Da man von den Freuden und Belustigungen des Tages erregt war, wurde das Weib nicht zurückgewiesen, sondern jeder der Anwesenden wollte als-

bald von ihr sein zukünftiges Schicksal erfahren. Schon hatte die Alte viel von ihrer Weisheit ausgekramt, da trat ein feiner junger Mann zu ihr und streckte ihr seine schlanke, von Edelsteinen glitzernde Hand entgegen. „Weissage mir auch, gutes Mütterchen," sprach er; „was meinst du wohl, was aus mir werden wird?" Da sah das Weib mit so sonderbarem Gemisch von Freude und Mitleid zu dem jungen Manne auf und antwortete: „Ei, du schmuckes Herrlein, du gelangst einst zu seltsamen Ehren! Möchte die Freude daran nur länger währen! Nimm vor den Elstern dich wohl in acht! Eine Elster dir den Garaus macht!"

So verkündete die Alte mit eigentümlichem Pathos dem Kavalier seine Zukunft. Über diese und noch viele andere Weissagungen wurde von der ganzen Gesellschaft, besonders von dem jungen Manne, der ein Fürst Poniatowsky war, heiter gescherzt und gelacht. Lange Zeit noch nach dem fröhlichen Feste wurde der Prinz, sobald man eine Elster gewahrte, von seinen mutwilligen Freunden geneckt. Seltsam, dachte er bei sich, Amt und Ehre sind noch nicht da, aber Elstern sind schon manche über mir hingeflogen, ohne daß mir durch sie Übles zugestoßen wäre.

Da begab es sich, daß das unruhige Polen nach langem Kampfe zu Fall gebracht und unter die Mächte Rußland, Österreich und Preußen verteilt wurde. In dieser Not richteten sich die Augen der unglücklichen Nation nach dem damals so mächtigen Frankreich, und viele Söhne Polens traten in französische Dienste; denn sie hofften, daß durch Frankreich ihre Freiheit und Selbständigkeit wieder hergestellt werden sollte.

Auch der junge Fürst Poniatowsky hatte sich den

französischen Scharen angeschlossen und kämpfte unter den Augen Napoleons als achtbarer Streitgenosse mit Tapferkeit und Glück. Der 16. Oktober des Jahres 1813 war ein heißer Tag. Die Völker Europas standen bei Leipzig im wilden Kampfe einander gegenüber. Anfangs drangen die Franzosen mit unermüdlichem Eifer vor, obgleich rechts und links manch junges Leben in den Tod sank. Dieser Tag war es auch, der dem Fürsten zu großen Ehren verhalf. Der Kaiser Napoleon ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Marschall von Frankreich. Das war Stand und Würde, aber an jene einstige Prophezeiung dachte Poniatowsky im Getümmel der Schlacht nicht.

Doch sehr bald wandte sich das Glück der französischen Waffen, und sie mußten die Überlegenheit ihrer Feinde erkennen. In wilder Flucht stürmte alles durcheinander; gejagt von den Verfolgern, stoben sie nach allen Seiten auseinander. Unter dieser furchtbar zugerichteten Armee befindet sich auch ein leicht verwundeter Offizier, der neuernannte Marschall von Frankreich, Fürst Poniatowsky, auf schäumendem Rosse. Immer grausiger wird das Gedränge, die Nachstürmenden erdrücken die Vorauseilenden, welche, schon ermattet von den Anstrengungen, halb ohnmächtig niedersinken. In der Nähe eines Flusses gewahren wir den Marschall, wie er sich mit aller Gewalt auf dem Pferde zu halten sucht. Aber vergebens, die ganze fliehende Masse von Menschen und Rossen stürmt vorwärts und reißt ihn mit sich — und nach wenigen Augenblicken schlagen die Wellen des Flusses über dem tapfern Polen zusammen. Mit vielen Hunderten hat er dort ein nasses Grab gefunden. Der Fluß aber heißt „die Elster.“

Also ward auf ganz unerwartete Weise die Prophezeiung der alten Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen fand nachher ein armer Fischer im Wasser.

* * *

Die zweite Weissagung ist nicht minder merkwürdig: Bekanntlich konnte man dem großen König Friedrich von Preußen nicht nachsagen, daß er in Ansehung der übernatürlichen Dinge leichtgläubig gewesen sei; vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, doch nicht immer gelang es ihm.

Eines Tages versicherte man ihm von einem Prediger, daß derselbe wunderbare Blicke in die Zukunft thue; alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl, den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sei, der das Leben verwirkt habe. Es fand sich wirklich einer, der seinen Ungehorsam mit dem Tode büßen sollte. Seine Majestät befahl nun, den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen.

Als nun der Prediger kam, fragte ihn der König rasch: „Habt Ihr den heiligen Geist empfangen?“

„Ihre Majestät, es wäre gut, wenn alle ihn hätten.“

„Besitzt Ihr die Gabe der Weissagung?“

„Etwas davon, wie die Leute sagen.“

„Zum Exempel,“ fuhr der König fort, „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! „Wie alt wird dieser Mensch werden?“ fragte er den Prediger; „woran wird er sterben?“

Der Prediger erwiderte: „Dieser Mensch wird nach vielen Jahren in hohem Alter sterben.“

„Ihr seid in Eurer Probe schlecht bestanden," versetzte der König. „Wißt Ihr, daß ich morgenden Tages den Burschen henken lasse? Er ist ein Delinquent."

Der Prediger erwiderte mit ernster Miene: „Dieser Mann wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe."

Am andern Morgen wurde der Delinquent zur Hinrichtung vor die Thore Potsdams geführt. Es war ein wunderschöner Tag, und der liebliche Sonnenschein verlockte auch die beiden Schwestern des Königs, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia, nach Potsdam zu fahren, um dem Könige einen guten Morgen zu sagen und ihm dadurch eine Freude zu machen. Als sie jedoch nicht mehr ferne von dem Thore waren, bot sich ihnen ein gar trauriger Anblick dar, der gar wenig mit dem Jubel der Vögel und dem Blühen der Blumen übereinstimmte. Sie erblickten den armen Soldaten auf seinem schweren Todesgange, und ein inniges Mitleiden zuckte durch die edlen Herzen der beiden Fürstinnen.

„Was soll mit diesem armen Menschen geschehen?" rief Prinzeß Amalia, indem sie sich aus dem Wagen beugte.

„Ihre Hoheit, er soll um seines Ungehorsams willen gehenkt werden," lautete die Antwort.

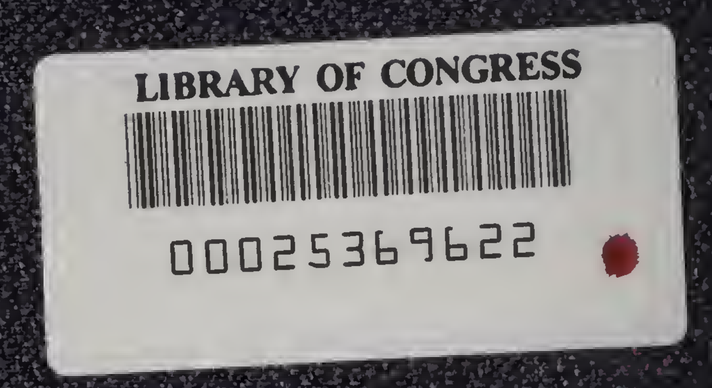
Die hohen Herrschaften erkundigten sich noch näher nach den Ursachen dieser fürchterlichen Strafe. Schließlich befahl die Prinzessin Amalia, man solle die Hinrichtung einstweilen aufschieben, bis weitere Ordre käme.

Der König empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder," sagten sie, „die Ihr uns zu gewähren wohl imstande seid. O wir bitten, gebt uns darauf Euer königliches Wort."

Der König, welcher an jenem Tage gerade sehr guter Laune war und sich über den Besuch seiner geliebten Schwestern herzlich freute, sprach: „Wenn es irgend möglich ist, so soll Eure Bitte von mir gewährt werden.“ Denn er glaubte, sie hätten irgend einen ihrer kleinen Wünsche im Sinne, mit denen sie schon oft an ihn herangetreten waren. Da baten die beiden Schwestern zu seinem nicht geringen Erstaunen um die Begnadigung des Sträflings, der soeben zum Tode geführt werden sollte.

Was war zu thun? Das königliche Wort war gegeben, und es handelte sich um einen Wunsch, dessen Erfüllung in der Hand des Königs stand. Daher wurde in Eile ein Adjutant mit einem weißen Tuche abgesandt, damit er dem Delinquenten die Gnadenbotschaft brächte. Auf solche Weise ging auch diese Prophezeiung in Erfüllung.




LIBRARY OF CONGRESS
00025369622